Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 24/26 — Gotha, 19. Juni 1924 — 38. Jahrgang

Inhalt: Berufsnot — Kritische Erwägungen zur Theologie der Krisis als Theologie — Die israelitische Geschichte in den letzten fünfzig Jahren — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen vierundzwanzigstes Stück — Tollers Dramen vom Menschen der Masse — Der Stand der Urmenschenforschung. Erstes Stück — Sabang. Reisebriefe aus dem Fernen Osten 3 — Gefährten auf dem Ozean — Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert (Wernle) — Nochmals: Indisches — Verschiedenes: Gnostische Mysterien (Fendt); Licht vom Osten (Deißmann); Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Berufsnot

Laß dein Schreien und Weinen und die Tränen deiner Augen; denn deine Arbeit wird wohl belohnt werden, spricht der Herr. Jerem. 31, 16

Es ist wohl ein Zeichen der Zeit, daß so viele Menschen mit ihrem Berufe unzufrieden sind. Mancher Seelsorger wird dafür Beispiele aus seiner Gemeinde, mancher Geschäftsleiter aus dem Kreise seiner Angestellten wissen. Und in unserer Redaktion laufen immer wieder Briefe ein, die von erschütternder Berufsnot unter den geistigen Arbeitern, auch der Pfarrerschaft, erzählen.

Und doch haben wir freie Berufswahl; in den meisten Fällen wurde der Beruf unter einem großen Maß freier Entscheidung übernommen. Das war nicht immer möglich. In der festen Ständeordnung früherer Jahrhunderte wurden die meisten Söhne einfach in den Beruf des Vaters hineingeboren; er war so wie ein Stück Schicksal schon mit der Geburt gegeben und die Ergreifung gerade dieses Berufs eine Selbstverständlichkeit. So war es noch zur Zeit Luthers; so war es noch lange in ländlichen Verhältnissen. Und dadurch, daß diese Berufsordnung als göttlich geheiligt und im übrigen das Leben als Pilgerstand galt, fand man sich mit seinem Beruf trotz der festen, nahezu unerträglichen Bindungen zurecht.

Heute sind die festen Standesordnungen aufgehoben. An sich kann Jeder Alles werden. Und jeder junge Mensch wird vor die Berufswahl gestellt — ein schwerer und entscheidungsreicher Zeitpunkt für Eltern und Kinder. Freilich ist auch heute Neigung nicht allein ausschlaggebend, immerhin darf sie ein gewichtiges Wort mitreden. Und so wird der Beruf gewählt — ein großes Wagnis in jedem Leben! Bald aber fühlt der junge Mensch die Last und Unbequemheit der Berufsarbeit, trotz aller Mühe leistet er nur Mittelmäßiges, er kommt nicht vorwärts; erhoffte Erfolge bleiben aus, dazu die unsagbar eintönige, stumpfmachende Anstrengung Tag für Tag. Da kommt der Zweifel über ihn: Habe ich recht gewählt? Vielleicht würde ich in einem andern Berufe mehr leisten können, würde mehr Erfolg haben. Der Zweifel wird zur Gewißheit, man fühlt sich dauernd am falschen Platz. Dieses Gefühl verbittert das Dasein, und es gibt keine Freude mehr, die nicht von einem Tropfen dieses Berufsgiftes vergällt wäre.

Tausende und Abertausende leben so in dem bitteren Gefühl, den Beruf verfehlt zu haben und zu Besserem geboren zu sein. In den Fabriksälen, Schreibstuben, Werkstätten, Schulhäusern und einsamen Studierzimmern seufzen diese mißvergnügten Sklaven der Arbeit, die sich um ihren Lebenszweck betrogen glauben. Und recht häufig sind sie in dem heute wohl schwierigsten Beruf: im Pfarrerstande, dessen Art es mit sich bringt, daß selbst die Tüchtigsten mit dem Gefühl gänzlicher Erfolglosigkeit sich abquälen, ja in dem sich wirklicher „Erfolg" nie feststellen läßt.

Das ist Berufsnot. Sie war freilich immer schon da, ist heute aber verschärft durch das Fehlen einer festen Sozialordnung, die Mechanisierung der Arbeit, die freie Wahl, die gleichzeitig Qual macht, den Hunger nach diesseitigem Lebensglück, der, wenn nicht hier befriedigt, sich um Alles überhaupt betrogen glaubt.

Nun ist diese Unzufriedenheit mit der eigenen Lebensstellung nicht immer ein Unglück, auf ihr beruht das Vorwärtsdrängen großer Geister, deren große Begabung die Fesseln ihres Standes sprengt. Und zweifellos ist es weniger Großen gelungen, in einem anderen Berufe in höherem Maße ihren Frieden zu finden und tatsächlich mehr zu leisten. Das sind aber Ausnahmen. Die Regel ist anders. Die scharfe, kühle Besinnung auf die Wirklichkeit zeigt, daß die Meisten überhaupt nicht zu einem besonderen Berufe geboren sind, die Meisten in allen Berufen nur Mittelmäßiges leisten und bescheidene Erfolge erzielen. Ein Wechsel des Berufes wechselt nur die äußeren Umstände; es bleibt dieselbe stumpfe Öde gewöhnlicher Alltagsarbeit. Er bringt nur unnötige Opfer und Unruhe.

Könnte man sich doch beschränken auf die gegebene Berufslage und in der Beschränkung das Höchste leisten wollen! Dann würde man es leisten! Könnte man sich doch von dem heute weitverbreiteten Glauben befreien, zu Besonderem geboren zu sein — keine Zeit war wohl ärmer an schöpferischen Genies wie die heutige, dafür um so reicher an eingebildeten. Es bedarf der schärfsten Überlegung, der aufrichtigsten Besinnung auf sich selbst, seine Gaben und Leistungsmöglichkeiten. Dann wird für Millionen das Ergebnis die entsagungsvolle Pflicht zu alltäglicher, mittelmäßiger, schlechter und rechter, prosaischer Berufsarbeit sein unter viel Mühe und langsamer Verzehrung seiner Lebenskraft.

Aber wer erträgt diese Erkenntnis? Wer hat den Mut, sie zu bejahen? Kaum ein Solcher, der nur ein Diesseits kennt und als einzigen Zweck sein Erdenglück. Dazu müßten wir lernen, unser Leben als Gottespflicht zu erkennen, dessen Sinn nicht Daseinsgenuß, sondern Erfüllung von Gottes Willen ist — eine Erfüllung für die Meisten nicht in großen, welterregenden Taten, sondern in einfacher Berufsarbeit. Wir müßten weiter lernen, unser Leben im Rahmen einer Ewigkeit zu sehen, als Wanderung, als Etappe. Gewiß nicht als gleichgültige Etappe, aber doch als Etappe, in der die endgültige, letzte Bestimmung nicht liegt. Und wer doch in seiner Berufsarbeit zur Pflicht sein Glück finden darf, der muß dafür als einer besonderen Gnade besonders dankbar sein.

Die Überwindung der Berufsnot, die auch bei zweckmäßigster Einrichtung vorhanden sein wird, ist nur möglich von höherem Standort aus, von Gott her. Wir sind Luthers Auffassung von diesen Dingen zu fremd geworden, daß jede ehrliche Arbeit Gottesdienst ist und ihren Frieden in sich selber trägt. Jede hat ihren Sinn und ihren Erfolg, selbst wenn wir ihn heute nicht sehen, auch der unscheinbare Handgriff an der Maschine, auch die scheinbar so wirkungslose Sonntagspredigt. W

Kritische Erwägungen zur Theologie der Krisis als Theologie

1

Die folgende Kritik an der Theologie der Krisis — das sei im voraus gesagt — betrifft die Theologie und nicht die Krisis. Sollte jemand meinen, Kritik müsse sich auf Personen beziehen, so kann ich nur sagen: es handelt sich hier für mich um Selbstkritik. Doch sehe ich auch, das will ich nicht leugnen, den Schwarm der Anhänger vor mir.

Daß der Theologe es mit der Theologie zu tun hat, ist eine Selbstverständlichkeit, ob und inwiefern aber auch umgekehrt die Theologie etwas vom Theologen verlangt, das möchte ich zur Diskussion stellen.

Es scheint mir angebracht, kurz darauf einzugehen, wie und warum ich zu dieser Frage kam. Mich zwang dazu der immer wiederkehrende Schrecken über die Atmosphäre, in der wir, die werdenden Theologen, uns bewegen. Infolge des vielen Verkündens, wie ich annehme, herrscht eine geradezu beängstigende Leichtfertigkeit. „Gericht", „Gnade", „Glauben" — Jedermann legt hier los, unbefangen, voller Eifer: nicht anders als ginge es um die Berechtigung einer physikalischen Hypothese. Schon von weitem hört man das Klappern der Dreschflegel. Ohne Unterlaß werden die verschiedenen Stufen des Systems durch- und ausgedroschen, und besonders heftig geht es da zu, wo, wie man gelernt hat, alle Systematik versagen muß und gesprengt wird. Dann tritt plötzlich Stille ein; nur aus der Ferne rauschen die Paradoxien. — Wer von uns ist nicht mitschuldig an diesem Treiben?

Jedem, der noch nicht ein hartgesottener Christ ist, Allen, die noch zweifeln können, wird darum die Frage aufgezwungen: Was verlangt die Theologie von uns, den Theologen? — „Nüchternheit", wird man antworten. Gewiß, hier gilt es unbarmherzigen Ernst (und nicht nur, weil alle Ekstatiker auf die Dauer langweilig werden). Allein genügt dies, nüchtern zu sein, um Theologe werden zu können?

Die Antwort hängt zunächst davon ab, worin man die Aufgabe der Theologie sieht. Doch nicht nur ihr zentrales Thema gilt es festzustellen — das dürfte allmählich herausgearbeitet sein — wichtiger noch in diesem Zusammenhang ist die genaue Abgrenzung dessen, was erforderlich ist, um das Thema möglichst unmißverständlich aussprechen zu können. Dann erst wird die Frage, was die Theologie vom Theologen fordert, scharf zu formulieren sein.

Das Thema der Theologie kann nur — ich schließe mich Barth, Gogarten an — die Verkündigung des Wortes Gottes sein, die Kunde von der Sündenvergebung. Und da die Offenbarung wichtiger ist als die Kunde davon, so darf Theologie nie Selbstzweck sein. (Es hat ja manchmal, und gerade heute, den Anschein, als ob wir Theologen im Eifer des Gefechtes uns die Verkündigung nur gegenseitig in die Ohren riefen, eine eigene Schlüsselsprache gebrauchend: aber auch so sollte ja dieser unser Eifer nicht zum Selbstzweck werden.) Es scheint also der Zweck der Theologie der zu sein, die Bedingung der Möglichkeit dafür zu schaffen, daß Hörer „Ohren haben zu hören", und es läge daher nahe, zu folgern: Seien wir also nüchtern, so nüchtern wie möglich in der Verkündigung der Sündenvergebung. Alles Andere steht bei Gott. Er, und nicht wir, kann allein den Menschen ihre tauben Ohren einschlagen. — Dann wäre alles klar. Und der Theologe hätte sein Handwerk wie Tischler und Schuster das ihre. Und die Forderung der Theologie könnte nur die sein, recht sauber zu nähen, recht glatt zu hobeln. Nun ist aber Theologie kein Handwerk wie andere auch. Ja, ich behaupte, wer sie als solches betreibt, tut sein Möglichstes, die Offenbarung zu sabotieren — trotz seines guten Gewissens, sich als Mensch mit dem „Schustern" begnügen zu müssen.

Diese Frage wird, wie ich hoffe, dadurch zu größerer Klarheit kommen, daß wir jetzt weiterschreitend uns überlegen, was erforderlich ist, das aufgewiesene Thema der Theologie so richtig, d. h. so unmißverständlich wie möglich auszusprechen. Ich versuche im Folgenden Luthers Art der Verkündigung unserer heute allgemein üblichen gegenüber zu stellen.

Wenn wir heutigen Theologen die Verkündigung gebracht haben, mehr oder weniger wissenschaftlich beeinflußt, systematisch oder unsystematisch, so sehen wohl die meisten von uns damit ihre Aufgabe als erledigt an. Dann wenigstens, wenn wir wissen, was von der erbaulichen oder auch tatberauschten Konsequenzmacherei zu halten ist. Die Wenigsten zeigen dabei die Ehrlichkeit, den von ihnen vermittelten Wissensstoff im Hinblick auf die Offenbarung selbst wieder zu relativieren, wie Gogarten es z. B. in folgenden Worten tut: „Sündenvergebung heißt Sündenerkenntnis. Und nur als solche ist sie Vergebung. Das aber heißt nicht, daß Sündenerkenntnis Sündenvergebung ist." (Zwischen den Zeiten 2, S. 27.) Wenn es heilige Nüchternheit gibt, so spricht sie aus solchen Worten. Und doch meine ich, diese Sätze sind noch nicht das letzte Wort. Das muß noch kommen. Hören wir hier, was Luther im „Sermon von der Betrachtung des Heiligen Leidens Christi" 1519 sagt:

Zum Elften. Dieweil denn solch Werk (das Leiden Christi) nit in unser Hand ist, so geschieht es, daß wir zuweilen bitten, und erlangen es doch nit zu der Stund, dennoch soll man nit verzagen oder ablassen. Zuweilen kommt es, daß wir nit drum bitten, wie Gott denn weiß und will, denn es will frei sein und ungefangen. Da wird dann der Mensch betrübt in seinem Gewissen und mißfällt ihm selbst übel in seinem Leben. Und mag wohl sein, daß er nit weiß, daß Christus' Leiden in ihm solchs wirkt, daran er vielleicht nit gedenkt, gleich wie die Andern fest an Christus' Leiden gedenken, und doch nit in ihr Selbsterkenntnis (befangen) draußkommen (aus ihrer eigenen Erkenntnis). Bei jenen ist das Leiden Christi heimlich und wahrhaftig, bei diesen scheinbarlich und betrüglich, und der Weise nach Gott oft das Blatt umwendt, daß die nit das Leiden bedenken, die es bedenken, und die Messe hören, die sie nit hören, und die nit hören, die sie hören.

Die angeführten Sätze Luthers sind uns Heutigen innerlichst fremd in ihrer erschütternden Gelassenheit. Denn als Theologe und ohne Ekstatiker zu werden, zeigt Luther und spricht aus, was die Theologie zu verschweigen immer geneigt ist: Nicht das Bedenken des Leidens Christi ist das Entscheidende, sondern allein die Tatsache, ob und daß es in uns wirkt.

Denn Christus' Leiden muß nit mit Worten und Schein, sondern mit dem Leben und wahrhaftig gehandelt werden. (Am Schluß des Sermons.)

Dies nicht im engsten Anschluß an die „Verkündigung" zum Zentrum all ihres Verkündens zu machen, ist wohl die furchtbare Schule jeder Theologie bis zu diesem Tag. Die Verkündigung ist keine drei Kreuzer wert, wenn nicht mit und nach ihr alles daran gesetzt wird, den Hörenden zu sagen, worin in Wahrheit die heilige Nüchternheit besteht: im ehrlichen Leiden, in der rechten und ernsten Not dieses unseres Lebens. Das Kreuz ist nichts, gar nichts für uns, wenn wir nicht selbst gekreuzigt werden.

Warum aber redet die Theologie nicht davon? Geht sie das nichts an? Es ist zum Verzweifeln. Die Verkündigung wird von uns heruntergehobelt, daß die Späne fliegen, aber worauf es ankommt, sagen wir nicht, am wenigsten uns selbst. Luther in seinem Römerbriefkommentar wirft den Hörenden immer wieder entgegen: Rudes et pueriles, immo hypocritae sunt, qui crucis sanctae reliquias externe summe venerantur et tribulationes adversitatesque fugiunt et abominantur (Ungebildete Kindsköpfe, nein scheinheilige Heuchler sind alle, die des heiligen Kreuzes Reliquien äußerlich mit Pomp verehren, Drangsale aber und Widerwärtigkeiten fliehen und verabscheuen. Ausgabe Ficker; Scholien S. 133.) Warum hören wir nichts davon, daß das Wort nur wirklich ist, indem es wirkt: in passio und tribulatio, in Not und Tod, und zwar hier, auf Erden. Quidquid enim ex Deo est, in mundo necesse est crucifigi, et donec perducatur ad crucem (i. e. ignominiosam patientiam), non cognoscitur ex Deo esse.

(Denn was von Gott stammt, muß in der Welt gekreuzigt werden, und bis es nicht zum Kreuz gebracht wird, d. h. zu schmachbedecktem Leiden, erkennen wir nicht, daß es von Gott stammt. Ebenda S. 34.) Das muß doch gesagt werden! Gewiß, die Gefahr einer neuen Werkgerechtigkeit, als Verabsolutierung von Wehleidigkeit und Gejammer, erhebt sich sofort. Das zu sehen und auszusprechen, wäre aber gerade die Aufgabe der Theologie. Dürfen die Christen, voran die Theologen, noch Männer sein, so müßten eben sie hinein in die Gefahr, in diese Gefahr, denn hier ist der verlassene Posten, auf den wir gestellt sind.

Wenn wir es nicht aussprechen, daß „Christi Leiden nicht mit Worten und Schein, sondern mit dem Leben und wahrhaftig gehandelt werden muß", wie soll denn da einer dahinter kommen, warum wir in der Welt auf einem verlorenen Posten stehen? Gehört das nicht zur Verkündigung, dann ist sie, soweit wir das fertig bringen, gründlichst von uns verpfuscht. Denn dann reden wir wirklich so verfänglich und mißverständlich wie möglich. So ist jeder Theologe mit schuld daran, daß man überall wohl eine bestimmte Idee von der Bedeutung des Kreuzes und der Sündenvergebung hat, sich aber mit ihr inzwischen einrichtet — u. a. in der Krisis — so gut es eben geht. Und es geht immer irgendwie: „das letzte Wort hat ja doch die Gnade!" Das nennt man dann Glauben. Denn die „objektiven Tatsachen" nimmt man gläubig an. Kann aber solcher Glaube etwas Anderes heißen als: Drückeberger sein vor dem, was man glaubt? Daß es nämlich eine Wirklichkeit des Leidens Christi gibt, die uns brennt und schneidet, hic et nunc (in mundo necesse est crucifigi), hier und jetzt — das läßt kaum einer sich träumen. Dies meine ich, müssen wir von Luther lernen. Und wir Theologen der Krisis vor allem. Sonst sind wir positiv mit dafür verantwortlich, daß wir schon morgen zwar die Idee der Krisis noch krampfhaft zwischen den Fingern haben, aber das Entscheidende nicht mehr sehen: daß nur Eines not tut: zu harren und zu bitten, Gott möge uns realiter hineinwerfen, mit unserm ganzen Sein, hinein in seine wahrhaftig wirkliche Krisis. Denn wenn Karfreitag Wort und Schein ist — welch ein Hohn — was folgt daraus für den Ostertag? Ist es etwa Aufgabe des Glaubens, dem Menschen diesen Stachel zu nehmen? „Beruhige dich nur: Das Tun Gottes entscheidet." Absit: so spricht der Antichrist. Denn die Krisis, wird sie auch im Himmel entschieden, ist doch hier unten auf Erden, und nur auf Erden.

Soll nun allerdings Theologie nichts Anderes sein als Hinweis auf diese von ihrer eigenen Systematik so unabhängige Entscheidung, so müßte sie, um nicht noch einmal Unklarheit zu hinterlassen, am Ende ihrer Darlegungen vor allem immer klipp und klar sagen, in welch außerordentlich bedingtem Sinne sie selbst Bedingung der Möglichkeit dafür ist, daß Menschen „Ohren haben zu hören". Sie hätte vor allem zu sagen, daß es ein Hören gibt, nicht nur vernommen mit den Ohren der sterbenden Vernunft (denn das Evangelium ist wider alle Vernunft, und doch reden wir darüber) — sondern ein Hören, von Gott als Leiden Christi in unserer Wirklichkeit gewirkt, mit dem Leben und wahrhaftig gehandelt. Und da die Offenbarung ihr wichtiger wäre als die Kunde davon, so müßte sie streng betonen, daß sie selber nicht die einzige Mittlerin ist zwischen Gott und Mensch. Denn die Mittelbarkeit, auf die es allein ankommt: passio und tribulatio, Drangsal und Leiden, stammt von Gott; ja selbst als Amme ist die Theologie nicht einmal unumgängliche Voraussetzung. „Und mag wohl sein, daß er nicht weiß, daß Christus' Leiden solchs in ihm wirkt." Ich glaube, nur durch diese ehrliche Bescheidenheit kann sie das Ihre tun, daß nicht Hochmut und Borniertheit, ihr ständiges Gefolge, sich niederlassen und dem Menschen zu den vielen schon vorhandenen Illusionen hinzu als höchste die Idee des Kreuzes darreichen. Denn wenn das Kreuz nicht für uns zum Kreuze wird, so haben wir es, und zwar in der Tat, mit der raffiniertesten Illusion zu tun. Für Alles mag es Rechte und Patente geben, Vieles kann man pachten — aber einen Vertrieb des Wortes, geschützt durch das Copyright der Theologie, wird es nie und nimmer geben. Ich denke dabei allerdings nicht an des Theologen „Wort vom Wort", sondern an des Letzteren göttliche Realität. Und der Hinweis auf diese, auch vom Theologen gemeinte Wirklichkeit wird doch wohl dann am deutlichsten sein, wenn er selber sagt, daß das, was die Theologie meint, nicht nur dort sein kann, wo sie zuvor ausgesprochen hat, daß sie es meine. Quando enim Deus Verbum emittit (Wo Gott das Wort herausschickt) „so geht's mit Gewalt". (Ficker; Scholien S. 247, 33 ff.) Die Theologie muß sich selbst strikte aufheben, um Theologie zu bleiben.

2

Bisher haben wir die Aufgabe der Theologie ins Auge gefaßt. Von ihrem Thema ausgehend besonders darum bemüht, festzustellen, wie am deutlichsten das gesagt werden könne, was dieses meint. Jetzt, nachdem wir auf diese Weise zu der Einsicht kamen, daß alles Bescheidwissen über das Kreuz nur so viel bedeutet, wie für den Ertrinkenden das Wissen darum, daß es Rettungsgürtel gibt, und wie sie funktionieren, jetzt erst können wir unsere Hauptfrage scharf stellen: Was verlangt die Theologie von uns Theologen?

Hier will ich noch ein Wort Gogartens anführen, das mich zusammen mit der Eingangs geschilderten theologischen Situation — sie ist nicht nur von heute — veranlaßte, diese Frage herauszuheben. „Der Prediger hat als Seelsorger sein Zeugnis vom Wort aufs reinlichste zu scheiden vom Zeugnis seines Innenlebens." (CW 1924 Nr. 3/4, Sp. 38.) Im Hintergrund steht natürlich die Auffassung, daß die Sündenvergebung im Himmel entschieden wird und nicht auf Erden. Diese beiden, sich bedingenden Aussagen müssen irgendwie restlos bejaht werden. Und doch ist ihr Verständnis, oder ihre Ausführung, nicht ohne Weiteres eindeutig. Man muß sich über die Konsequenzen klar werden, die hier gezogen werden können.

1. Wenn das Zeugnis keine Anforderung einschneidenderer Art als die der intellektuellen Redlichkeit an den stellt, der verkündigt, so wären wir also beim Opus operatum angelangt.
2. Wenn die steinerne Objektivität, das Tun Gottes Alles ist, so fällt mithin die Notwendigkeit des Glaubens fort — oder entscheidet doch das Werk der Erkenntnis oder der Annahme?

Ich weiß nicht, ob diese Konsequenzen im Sinne der Theologie der Krisis sind. Annehmen kann ich sie jedenfalls nicht. Denn wenn man von Luther gelernt hat, daß gerade durch und für wahre Theologie das Wichtigste das ist, was jenseits und außerhalb ihrer Grenzen kommt — nicht nur im Himmel, sondern auf Erden: „Christi Leiden nicht mit Worten und Schein, sondern mit dem Leben und wahrhaftig gehandelt", dann bekommt die Frage: Hast du das Recht, Theologe zu sein? eine furchtbare Gewalt, eine Gewalt, die sich durch keinerlei Konsequenzen, am wenigsten durch vorschnell vom Himmel heruntergeholte, aus der Welt schaffen läßt. Die Nüchternheit zur „objektiven" Verkündigung traue ich mir zu. Verwaltet nicht Hinz und Kunz das Opus operatum? Eine allzu große Kunst scheint es also nicht zu sein, wenn man nicht gerade auf den Kopf gefallen ist. Da sind auch keine Mißverständnisse zu riskieren, für die wir verantwortlich wären. Denn das Mißverstehen ist Sache der Hörer. Es aber zuzulassen der „unerforschliche Ratschluß" Gottes. Aber zu sagen, daß das Kreuz nichts als Selbstumnebelung bedeutet, wenn es uns selber nicht zum Kreuze wird, zu zeigen, wo, wie und warum wir vor ihm immer auf der Flucht sind und es so zu tiefst verabscheuen (wobei aber natürlich die christliche Haltung gewahrt bleibt!), das zu sagen — und kann das etwas Anderes sein als ein Stam-

meln? — dazu genügt es nicht, das Systemschreinern und -schustern gelernt zu haben. Denn wenn man es so als Handwerk betreiben würde, so kämen wir unweigerlich auf eine neue Werkgerechtigkeit hinaus. Ich meine die oben erwähnte Werkgerechtigkeit des Gejammers und der Wehleidigkeit oder umgekehrt und beinahe noch schlimmer die einer erkünstelten Ataraxie (Unerschütterlichkeit).

Was ergibt sich also aus dieser Lage für eine Forderung an uns? Hier sei ein Vergleich erlaubt. Wenn Jemand vom Grauen des Maschinengewehrfeuers spricht, aber nie eine Kugel hat pfeifen hören, so sagen wir, wollen wir höflich sein: Hanswurst; sind wir aber offen und rücksichtslos, so heißt es: Schmach und Schande, verächtliches Subjekt. Und so erscheint mir jeder Theologe als eine wandelnde Gotteslästerung, der nicht wenigstens aus der Ferne einmal von dem lebendigen Leiden Christi angesengt worden ist.

Meint Jemand, darüber streiten zu können — nun, so ist die theologische Debatte um eine Sensation reicher. Ich sage dagegen: Es gibt noch etwas wie Vollmacht. Und in diesem Punkte hilft allerdings kein Diskutieren und kein Gezappel. — Um ein Handwerk kann es sich also in der Theologie nicht handeln, denn wir sehen: nicht nur dann verrät alle Theologie, soweit es in ihrer Macht steht, die Offenbarung, wenn wir trotz unserer erstaunlichen Beredsamkeit die Möglichkeit der entscheidenden Tatsache verschweigen, daß es dies gibt: das Leiden Christi mit dem Leben und wahrhaftig gehandelt — sondern vor allem da ist Theologie nichts als Sabotage, wo der Theologe dies alles *nur weiß*. Denn dann kommt es unweigerlich zu dem berüchtigt hohlen Sünden- und Gnadengerede.

Was aber fordert nun denn die Theologie von uns, den Theologen? Das Eine dürfte jetzt klar sein: Weder Prophetengesten noch Einordnung in den sicheren Gang irgendwelcher „*Wissenschaft*". Denn auch z. B. die „grundsätzliche Klarheit darüber, daß das Evangelium und seine kritische Wahrheit des Gegebenen einem andern Kreise angehört als die Wissenschaft und ihre kritische Wahrheit des Nichtgegebenen" (Gogarten a. a. O. Sp. 80), auch sie wird unter Umständen, und ich meine höchstwahrscheinlich nur unsere am Systematischen interessierte Vernunft affizieren. (Warum wird das nicht aufs deutlichste ausgesprochen?)

So bleibt uns also nichts Anderes übrig, als den Ernst und die Not unserer Zwangslage zu ertragen. Man lächle nicht über das kindlich „nichtssagende" Ergebnis. Denn hier gilt es: Vollmacht oder Blasphemie.

So mag nun Jeder für sich entscheiden, ob er das Recht hat, Theologe zu sein. Niemand kann hier dem Andern dreinreden oder ihn gar prüfen; denn die heilige Nüchternheit kann man nicht kontrollieren wie die nur natürliche oder wie die Rechtgläubigkeit — und wäre es die der Theologie der Krisis. Wie aber einer vom Bitten zum Beten kommt, denn darum handelt es sich hier, das muß Jeder selbst durchkosten. Vergessen wir nie, es gilt eine *wirkliche* Feuertaufe. Und wir sollen sie aufsuchen, nicht nur im System der Theologie, um dann dieses Schubfach zuzuschieben und das andere der „sachlichen Arbeit" herauszuziehen, sondern überall, wo wir stehen und gehen: das verlangt die Theologie vor allem vom Theologen. Denn die Krisis ist auf Erden und nicht im Himmel, wird sie auch im Himmel entschieden, und die einzige Mittelbarkeit zwischen dort oben und uns ist Mühsal und Bedrängnis, wie Luther sie meint, wenn er vom Kreuze spricht. Muß daher wenigstens dem Umfange nach Hauptaufgabe der Theologie sein, zu verhindern, daß man sich einrichtet in der Krisis, so darf sie nie stehen bleiben bei der mehr oder weniger abgeschlossenen Wissenschaft *von* der Krisis oder bei irgendwelcher wohlabgewogenen Lehre. Denn in dem Augenblick, wo dem Menschen ein festes System wie ein Netz über den Kopf geworfen wird, macht er sich schon breit im Maschengewirr, das ihm reichlichst Beschäftigung bietet. Dann verschanzt er sich unter und hinter dieser Hülle mit dem Feldgeschrei: Gott ist groß, ich bin nichts — und hat sich schon eingerichtet, wäre es auch mit dem Programm: alle Programme sind Gemächte.

Wo aber Vollmacht ist, weiß man nicht nur, daß Blitze sengen, sondern trägt die Narben. Und bittet: „Herr, laß mich beten: Dein im Regen, Dein noch mehr in der Taufe." (Angesichts dieser und nur dieser Zwangslage jedoch dürfen wir überhaupt erst auf die Frage des Glaubens zu sprechen kommen.)

Berlin stud. theol. ——

Die israelitische Geschichte in den letzten fünfzig Jahren

Eine Behandlung der israelitischen Geschichte im modern wissenschaftlichen Sinn gibt es streng genommen erst seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Ihre Geburtsstunde fällt zusammen mit dem Aufkommen derjenigen Richtung in der alttestamentlichen Forschung, die wir nach ihrem größten Vertreter die Schule *Wellhausens* zu nennen pflegen. Hier hatte man eben in der Pentateuchkritik den letzten und entscheidenden Schritt getan mit der Erkenntnis, daß die sogenannte Priesterschrift, bisher als die älteste, als die Grundschrift betrachtet, in Wahrheit die jüngste der vier Quellen sei. Damit wurde die große Gesetzesmasse, die bis dahin der mosaischen Zeit das Gepräge gegeben hatte, in nachexilische Zeit hinab, ans Ende der Entwicklung gerückt. Und ebenso hatte man hier die übrigen historischen Bücher einer eindringenden Kritik unterzogen, namentlich den durch und durch tendenziösen Charakter der Chronik herausstellend, die bis dahin das Geschichtsbild weitgehend bestimmt hatte. Diese streng methodische Quellenkritik und ihre konsequente Verwertung in dem Grundsatze, nur den älteren Quellen zu folgen, sind das eigentlich Neue, da vorher meist nur von Fall zu Fall und darum äußerst willkürlich Kritik an der Überlieferung geübt wurde. Solch methodische Quellenkritik war aber doppelt nötig bei den verwickelten Kompositionsverhältnissen der alttestamentlichen Geschichtsbücher, an denen selbst Historiker von großem Rufe wie Max Duncker und Leopold von Ranke gescheitert waren.

Bei *Julius Wellhausen* (Prolegomena zur Geschichte Israels 1883, Israelitische und jüdische Geschichte 1894) finden wir folgendes Geschichtsbild. Die Väterzeit ist ganz weggefallen; die betreffenden Erzählungen sind Sagen, welche die Königszeit widerspiegeln. Er beginnt mit dem Auszug aus Ägypten, der mosaischen Zeit, die, von der Priesterschrift entlastet, nun ein sehr viel einfacheres Gesicht gewinnt. Die Israeliten sind nicht viel mehr als eine Nomadenhorde, der unter Moses Führung religiöse Begeisterung die Stoßkraft verleiht, daß sie schließlich in Kanaan feste Wohnsitze gewinnen und diese auch gegen die Kanaanäer wie gegen nachdrängende andere Völkerschaften zu behaupten wissen. Der Übergang zum Ackerbau bringt ihnen den Eintritt in eine höhere Kultur, gibt auch ihrem geistigen Leben starke Anregungen, denen aber wegen des naturhaften Charakters der kanaanäischen Religion große Gefahren zur Seite gehen. Aufkommen des Königtums, Bau des jerusalemischen Tempels, Reichsspaltung, Bruderkrieg und Aramäernot, Kampf zwischen Jahwe und Baal, Zusammenstoß mit Assur, Warn- und Bußruf der Propheten, Fall des Nordreichs, Reform Josias, Ende Judas, Exil, Nomismus — das sind dann weiter die großen Marksteine in der Entwicklung. Das entscheidend Neue aber an diesem Bilde gegenüber der früheren „Heilsgeschichte" ist ihre Verwandlung in Profangeschichte. Als ein jugendfrisches Volk von Fleisch und Blut tritt Israel in die Geschichte, erringt sich seinen Platz an der Sonne, spielt eine Zeitlang eine nicht unbedeutende Rolle im vorderen Asien, bis es, im Räderwerk der Weltgeschichte zum Krüppel geworden und

zu einem Sklavendasein verurteilt, schließlich das geistliche Gewand anzieht, das dann die Nachwelt bis auf Wellhausen als zu seinem Wesen gehörig ansah.

Ähnlich, aber noch radikaler ist das Bild in den ungefähr gleichzeitigen Darstellungen von Bernhard Stade (Geschichte des Volkes Israel 1887) und dem Althistoriker Eduard Meyer (Geschichte des Altertums 1. 1884), die beide erst mit der Einwanderung in Kanaan beginnen: was davor liegt, ist, wenn überhaupt etwas daran geschichtlich, ganz ins Dunkel der Sage gehüllt; und Sage ist weithin auch die Überlieferung über die nächstfolgenden Jahrhunderte. In ungefähr denselben Bahnen hielten sich dann auch die kürzeren Darstellungen von Cornill (1898), Guthe (1899, [3]1914), Löhr (1900), Benzinger (1904), Weinheimer (1909), Meinhold (Einführung in das AT, 1919).

Wie tief aber die Wirkung bis in die Reihen der positiven Forscher hinein sich geltend machte, zeigen Rudolf Kittels zweibändige „Geschichte der Hebräer" (1888 bis 92), von der nachher eingehender zu reden sein wird, und Samuel Oettlis „Geschichte Israels bis auf Alexander den Großen" (1905), die noch heute als beste kurze Darstellung von konservativerem Standpunkte aus zu empfehlen ist: auch da die eingehende Behandlung der Quellenfragen, wie sie seit Wellhausen unerläßlich geworden, mit weitgehender Übereinstimmung in den Ergebnissen, wenn schon Datierung und Wertung der Quellen hier, wo man der Tradition mehr Vertrauen entgegenbrachte, natürlich zum Teil eine andere war. Werke, die sich über die neue Betrachtungsweise gänzlich hinwegsetzten, wie dasjenige von August Klostermann (1896), waren schon bei ihrem Erscheinen veraltet.

Als zwei Jahrzehnte später von Kittels Werk die zweite Auflage erschien (1909—12 unter dem neuen Titel „Geschichte des Volkes Israel". F. A. Perthes, Gotha) war es, wenn auch die Grundposition die gleiche geblieben, ein ganz neues Buch geworden: eine Folge der gewaltigen Fortschritte, die die Forschung in der Zwischenzeit gemacht hatte. Da war vor allem die ganze Umwelt des alten Israel, in einer vorher nicht zu ahnenden Weise lebendig geworden, war neben der älteren Ägyptologie ihre jüngere Schwester, die Assyriologie, emporgewachsen, die allerdings das Stadium der Kinderkrankheiten noch nicht ganz überwunden hatte, und lag schon — dank H. Wincklers Entdeckung der alten Hetiterhauptstadt in Boghazköi — die noch jüngere Hetitologie in der Wiege. Zugleich aber war auch in Palästina selber der Spaten angesetzt worden, hatte man des Landes Vorgeschichte kennen gelernt bis hinauf zu den Anfängen menschlicher Besiedlung, wo Archäologie, Prähistorie und Geologie sich die Hand reichen. Beides war von größter Tragweite für das Verständnis der israelitischen Geschichte.

War früher Israel für uns das älteste Volk der Welt gewesen, von dem man weit über römisch-griechische Zeit zurück genauere Kunde hatte — von Ägypten, Babylon, Assur, Persien wußte man ja nur Weniges aus den gelegentlichen Angaben des Alten Testaments und der Klassiker — so hatte sich jetzt der von der Weltgeschichte umspannte Zeitraum nahezu verdoppelt. Israel stand jetzt da als eines der jüngeren Glieder im Völkergewirr des Alten Orients. Die Beziehungen zu seinen meist älteren Nachbarn aber, von denen ja schon die Bibel deutlich redete, traten erst jetzt, wo man diese Nachbarn selber kennen gelernt, in helles Licht. Israels Geschichte hatte jetzt mit einem Male einen gewaltigen Hintergrund bekommen. Nach Wellhausen wurden Palästina und Syrien eigentlich erst durch die Assyrer aus ihrer geruhigen Abgeschiedenheit ins Getriebe der Weltgeschichte hineingerissen. Jetzt lernte man, daß diese Gebiete von jeher das Ziel aller Großmachtspolitik der Reiche im Osten, Norden und Südwesten und darum seit dem dritten Jahrtausend ihr Zankapfel und Kampfplatz gewesen waren; daß überhaupt nur eine längere Ohnmachtsperiode Ägyptens, Babyloniens und der Hetiter die Bildung des israelitischen und ebenso der verschiedenen aramäischen Staaten ermöglicht hatte; daß, sobald Ägypten wieder aus seinem Schlaf erwachte, und Assur, das unterdessen an Babylons Stelle die Politik in die Hände genommen, genügend erstarkt war, Palästina wieder Kriegsschauplatz und schließlich Vasallenland werden mußte; daß somit Israels äußere Geschichte gewissermaßen von vornherein geographisch bestimmt war und es nichts Anderes erlebte als die früheren Bewohner des Landes. Und dazu die starke kulturelle Beeinflussung! Daß die kanaanäische Kultur von jeher ein Kreuzungsprodukt aus den Einflüssen von Ägypten und Babylon, von Kleinasien und von den Inseln des östlichen Mittelmeeres war, führten jedem die Ausgrabungen vor Augen, und in diese Mischkultur waren die Israeliten hineingewachsen! Zusammenhänge stellte aber auch ein unbefangener Vergleich des Alten Testaments mit Kultur und Religion der Nachbarn fest. Angesichts solch engster Verflechtung mit altorientalischer Geschichte und Kultur mußte sich die Forderung aufdrängen, daß Israel endlich aus der allzulange herrschenden Isoliertheit befreit und ganz in seine natürliche Umgebung hineingestellt werde. Eine Forderung, die zuerst von Philologen und Historikern erhoben wurde. (Vgl. H. Winckler in E. Schraders „Keilinschriften und AT" 1902 und C. F. Lehmann-Haupt „Israel" 1911.)

Von all diesen Zusammenhängen hatte man ja zu der Zeit, da Wellhausen und Stade ihre Bücher schrieben, noch sehr wenig, fast nichts gewußt, und namentlich gegen die ziemlich anspruchsvoll auftretende junge Assyriologie hegte man lange ein starkes, von der Gegenseite allerdings nicht unverschuldetes, schließlich doch nicht mehr berechtigtes Mißtrauen. Die oben skizzierten Ergebnisse waren so gut wie ausschließlich aus dem Alten Testament selber gewonnen. Jetzt aber kam zur literarkritischen Arbeit die archäologische, die aus den gleichzeitigen Urkunden und Denkmälern schöpfte!

All diese neueren Erkenntnisse standen Kittel für die zweite Auflage bereits zur Verfügung, und es ist sein großes Verdienst, sie äußerst geschickt und besonnen verwertet und in sein Geschichtsbild hineingeflochten zu haben. Zum ersten Male beginnt jetzt eine Geschichte Israels mit einem über 200 Seiten langen Abschnitt „Palästina in der Urzeit", der Palästinas Geschichte und Kultur von den ersten menschlichen Siedelungen in der älteren Steinzeit, und den riesenhaften Steindenkmälern der jüngeren Steinzeit bis ins 14. Jahrhundert hinab verfolgt, wo die Ausgrabungen durch das Archiv von El-Amarna ergänzt werden, in dessen Briefen sich das damalige Kanaan so wunderbar realistisch spiegelt und in denen sogar die Chabiru-Hebräer als einfallendes Volk leibhaft auftreten. Man kann ja einwenden, das sei alles schön und interessant, sei nur keine israelitische Geschichte! Gewiß; aber missen möcht ich es darum hier ebensowenig wie in einer Vorlesung über Geschichte Israels. Das Kanaan der Amarnazeit ist uns unentbehrlich, wenn wir uns ein anschauliches Bild von dem Kanaan machen wollen, in das die Israeliten hineinkamen, und bestätigt und ergänzt das Wenige, das sich dem Alten Testament darüber entnehmen läßt. Diese Amarnazeit aber wurzelt ganz in den früheren Jahrhunderten. Daß beispielsweise der Pharao und seine syrischen Vasallen miteinander in babylonischer Sprache und Schrift korrespondieren, läßt sich aus der damaligen politischen Lage, wo Babylon nur dem Namen nach etwas bedeutete, niemals verstehen; das setzt eine Machtstellung Babylons voraus, wie sie Jahrhunderte zuvor unter Hammurabi bestanden hatte. Ebenso wichtig erscheint mir aber etwas Anderes. Die zwei zum Verständnis der israelitischen Geschichte wichtigsten Tatsachen, von denen oben die Rede war, Palästina als Zankapfel seiner Nachbarn und seine kulturelle Abhängigkeit

von ihnen, werden dem Leser ganz anders eindrücklich, wenn sie ihm nicht bloß als nackte Sätze entgegentreten, sondern wenn die Ereignisse und Tatsachen selber an seinem Auge vorüberziehen.

Daß Kittel auch weiterhin den altorientalischen Zusammenhängen die größte Aufmerksamkeit zuwendet, ist nach alledem selbstverständlich und soll hier nicht weiter verfolgt werden. Ebenso selbstverständlich ist bei ihm, daß er darüber Israels Eigenstes nicht aus den Augen verliert, wie ja überhaupt gerade dann, wenn man die Bedingtheit seiner äußern Geschichte erkannt hat, man nicht bloß deren furchtbare Tragik empfindet, sondern die Kehrseite, Israels Vorzug und größtes Geschenk an die Menschheit, erst recht zu würdigen vermag, wo man weiß, wie teuer es erkauft ist: die Perle in sich zu tragen ist ja der Muschel Krankheit (F. Hitzig).

Noch ein Zweites ist indessen für Kittel charakteristisch: die konservativere Haltung, die naturgemäß im ersten Bande, der mit der Einwanderung abschließt, sich stärker geltend macht als im zweiten. Die Vätergeschichte taucht wenigstens in den Hauptumrissen wieder auf. Palästina ist schon in vormosaischer Zeit von den Leastämmen besiedelt. Abraham, Isaak, Jakob sind — ähnlich wie auch bei Oettli u. A. — Führer wandernder Chabiru-Scharen; die Jakobsöhne repräsentieren deren Unterabteilungen. Auch von dem Auszug aus Ägypten, dem Werk des Mose, der Einwanderung meint Kittel sehr viel mehr als geschichtlich in Anspruch nehmen zu können als seine Vorgänger. Jefta, Simson, die kleinen Richter sind historische Gestalten, und von den zwei Darstellungen vom Aufkommen des Königtums enthält auch die jüngere, theokratisch-königsfeindliche, gute Erinnerung an den tatsächlichen Hergang.

Es liegt auf biblischem Gebiete ja nahe, solch konservativere Haltung aus stärkerer Bindung an die Tradition zu erklären. Indes läßt sich eine Abkehr von gewissen radikalen Ergebnissen, ein größeres Zutrauen zur Überlieferung auch bei sonst mehr links stehenden Forschern beobachten (so bei Gunkel und Greßmann), und ein Profanhistoriker wie C. F. Lehmann-Haupt hat diese konservativere Kritik zum Prinzip erhoben. Das Gleiche beobachten wir zudem auf anderen Gebieten, wo persönliche oder gar dogmatische Rücksichten nicht in Frage kommen; z. B. bei der Behandlung der griechischen Geschichte, wo die Namen Beloch, Ed. Meyer und C. F. Lehmann-Haupt diese Entwicklung von schärfster Skepsis zur günstigeren Beurteilung der Überlieferung darstellen. Und auch dort tritt der radikalen literarischen Kritik eine mehr archäologische entgegen. — Der oben angeführte kritische Grundsatz der Schule Wellhausens aber wird hier durch zwei andere eingeschränkt: Ältere Quellen führen nicht notwendig an die Tatsachen selber heran (z. B. der in 1. Sam. 9, 1—10, 16 gebotene Bericht darüber, wie Saul König ward); und auch jüngere Quellen können gute Überlieferung enthalten (was gelegentlich bei der Priesterschrift und der Chronik zu bedenken ist).

In seiner neuen Gestalt fand Kittels Buch einen solchen Anklang, daß trotz der Ungunst der Zeit schnell eine dritte (1915—17) und vierte (1921—22) Auflage nötig wurden, bei denen natürlich so weitgehende Änderungen wie bei der zweiten nicht mehr erforderlich waren, die er aber in sorgfältigster Berücksichtigung aller neuen literarischen und archäologischen Forschung auf der Höhe hielt, so daß es heute dank seiner schier unerschöpflichen Reichhaltigkeit und Gründlichkeit, sowie der besonnenen Sachlichkeit, mit der die strittigen Fragen erörtert werden, ebenso dem Forscher ein unentbehrliches Hilfsmittel ist, wie dem, der sich in den weiten Stoff erst einarbeiten will, gute Führerdienste zu leisten vermag.

Es wäre jedoch ein großer Irrtum zu meinen, das Zeugnis der Denkmäler sei so eindeutig und vertrage sich bloß mit gemäßigter Kritik. Davon, daß die Denkmäler die Überlieferung gegenüber den Zweifeln der Kritik wirklich bestätigt hätten, wie man oft lesen kann, kann im Ernste nicht die Rede sein. Weder Abraham noch Josef noch Mose treten uns dort entgegen. Wir gewinnen bestenfalls den zeitgeschichtlichen Rahmen, in den diese Überlieferungen hineinzustellen sind — wenn sie wirklich Geschichte enthalten. Aber ob und wieweit das der Fall, bleibt nach wie vor das Problem. Wohl wissen wir nun, daß damals Stämme wanderten, Gesetze gegeben und aufgeschrieben wurden, daß Syrer gelegentlich in Ägypten zu hohen Ehren aufstiegen usw.; aber sind darum die betreffenden Überlieferungen bereits geschichtlich? Wie wenig solch allgemeinste Möglichkeiten beweisen, zeigt etwa ein Vergleich mit der Nibelungensage. Das letzte Wort hat doch immer noch die literarische und sachliche Analyse der Überlieferung; und hier sind die Grundlagen — unbeschadet jener einschränkenden kritischen Grundsätze — die alten. Darum läßt der Befund der Denkmäler genau so gut radikalste Kritik zu. Das zeigt, um von H. Winckler, Ed. Meyer u. A. zu schweigen, besonders deutlich Gustav Hölschers eben erschienene, an kühnen weittragenden Neuerungen reiche „Geschichte der israelitischen und jüdischen Religion" (Gießen, Töpelmann 1922), die natürlich auch die Hauptfragen der israelitischen Geschichte berührt. Auch Hölscher beginnt mit der vorgeschichtlichen Zeit; und zwar wendet er Wundts Theorie über Entstehung und Entwicklung der Religion auf die Bewohner Palästinas an und kombiniert damit die Ergebnisse der Ausgrabungen. Bei der israelitischen Zeit aber hält er es mit den radikalsten seiner Vorgänger. Die Patriarchen sind — wie bei Greßmann und Gunkel — ursprünglich Märchenfiguren, die mit Stammes-, Lokal- und Kultursagen verbunden wurden; Mose ist — wie bei Ed. Meyer — der Ahnherr der Priester von Kadesch, eine mit dem dortigen Kult verknüpfte Sagengestalt. Auszug aus Ägypten und Wüstenzug sind ebenso konstruktive Sagen wie Abrahams Wanderung aus Sinear und Jakobs Beziehungen zum Aramäerland. Süd- und Nordstämme haben sich erst in der Philisternot zusammengefunden und beide ihre eigene Sagenüberlieferung mitgebracht; der Name Israel kommt von Haus bloß den letzteren zu. Josua, Ehud, Jefta, Simson sind sagenhafte oder mythische Gestalten usw. An entscheidenden Punkten geht Hölscher sogar beträchtlich über seine Vorgänger hinaus. Der Elohist, dessen Darstellung er bis über den Untergang des judäischen Reiches reichen läßt, stammt aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts. Das Deuteronomium hat mit Josias Reform nichts zu tun und ist um 500 verfaßt als ein Gesetz, das die Verhältnisse der Gemeinde neu regeln will. Die Priesterschrift, die Umwandlung der älteren Überlieferung zur heiligen Geschichte, ist von Esra weder verfaßt noch eingeführt, ist überhaupt nicht das Gesetz Esras, sondern erst in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts abgefaßt. Alles Neuerungen, die das landläufige Geschichtsbild nicht wenig verändern und wichtige, bisher als feststehende Punkte der Entwicklung um ein beträchtliches nach unten, in die nachexilische Zeit, verschieben.

Für eine Kritik dieser verschiedenen Geschichtsbilder ist hier nicht der Ort. Es sollte nur eine Übersicht über die letzte Entwicklung und den heutigen Stand geboten werden. Von einer Einigung ist man offensichtlich weiter entfernt als je. Für Fernerstehende, die sich gern an sichere Ergebnisse halten möchten, ist dieser Zustand, das weite Auseinandergehen in wichtigen Quellenfragen, dieses verschiedene Urteil über Personen und Ereignisse, ja über ganze Perioden und die geistige Höhenlage allerdings unbefriedigend und bedrückend. Doch darf man das Gemeinsame nicht übersehen und unterschätzen. Es ist dessen mehr, als auf den ersten Blick scheint. Zweierlei, die Nachwirkung Wellhausens und der Zusammenhang Israels mit dem Alten Orient, scheint mir das Entscheidende zu

sein, das, was auch soweit auseinandergehenden Büchern wie denen von Kittel und Hölscher gemeinsam ist und sie von allen älteren, vor 1870 liegenden Werken grundsätzlich unterscheidet. Hier spürt man am deutlichsten den Fortschritt unserer Wissenschaft. Daneben bleiben natürlich die Differenzen, die zum Teil in den Quellenverhältnissen, in der Menge und Kompliziertheit der sich hier zusammendrängenden und steigernden Probleme liegen, zum Teil natürlich auch in persönlichen Faktoren, wie sie ja nirgends, auch nicht auf außerbiblischem Gebiete — man denke nur etwa an die Homerkritik! — sich je ganz ausschalten lassen *).

Marburg Walter Baumgartner

Herrmanns Dogmatik

§ 37. Die Offenbarungen der Heiligkeit Gottes in den Schranken unserer religiösen Erkenntnis

Die Begriffe göttlicher Eigenschaften drücken aus, in welcher Weise sich der Glaube des Wirkens Gottes bewußt wird. Hiervon eine Erkenntnis des Wesens Gottes zu unterscheiden, wie es die ältere Dogmatik tat, haben wir kein Recht. Die Begriffe, in denen man auf solche Weise das Wesen Gottes zu erfassen meint, sind unbiblisch und für den Glauben wertlos. Aber auch aus den Arten des Wirkens Gottes, das sich uns offenbart, können wir nicht einen einheitlichen Begriff seines Wesens gewinnen. Denn sie stehen untereinander in einem für uns unauflöslichen Widerspruch. Indem wir uns bewußt werden, die uns innerlich bezwingende Gerechtigkeit und Güte Gottes zu erfahren, haben wir ohne Zweifel die Vorstellung eines persönlichen Geistes, der uns in der Tiefe seines Lebens verständlich ist und der uns versteht. Nur dann, wenn uns ein solcher Verkehr mit Gott eine zweifellose Wirklichkeit wird, kann die Religion uns die Vollendung unseres eigenen Lebens eröffnen. Indem aber aus dem Vertrauen zu Gott der Gedanke seiner Allmacht in uns erwächst, löst sich notwendig unsere Vorstellung der Persönlichkeit Gottes auf. Denn ein allmächtiges Wesen kann weder das Erkennen noch das Wollen haben, worin wir persönliches Leben anschauen. Ein allmächtiges Wirken ist uns überhaupt unfaßbar und verborgen. Deshalb müssen wir nicht nur zu Anderen sagen, daß wir ihnen die Wirklichkeit Gottes nicht zeigen können, sondern unser Glaube muß sich auch selbst sagen, daß für ihn Gott in einem unzugänglichen Lichte lebt. Aber die Behauptung des Pantheismus, daß wir nun deshalb den Begriff der Persönlichkeit Gottes aufgeben müßten (D. Fr. Strauß, Glaubenslehre Band I, S. 504), ist dennoch nicht richtig. Obgleich sich der Begriff der Allmacht mit unserer Vorstellung von persönlichem Leben nicht vereinigen läßt, sehen wir doch, daß das in uns geschaffene reine Vertrauen diese beiden Gedanken in sich trägt. Steht also jene wunderbare Tatsache oder das in uns geschaffene und in uns sich regende wahrhaftige Leben vor uns, so offenbart sich uns der allmächtige Gott als persönlicher Geist.

Der logische Widerspruch der beiden Gedanken bleibt trotzdem bestehen. Aber er kann uns die Tatsache, die wir selbst anschauen, nicht beseitigen. Wir müssen uns nur immer wieder die von uns erfahrene Macht vergegenwärtigen, die reines Vertrauen in uns schafft. Dann leistet uns sogar der logische Widerspruch jener Gedanken den Dienst, unsere Gotteserkenntnis in einer bestimmten Beziehung zu vertiefen. Es wird darin klar, daß wir zwar Gott näher kommen, aber ihn nie berühren können. Gott bleibt uns verborgen, auch wenn er uns nah ist. Unsere Gotteserkenntnis kann also nie etwas Anderes sein als die klare Erkenntnis eines Wirkens, das die Regungen wahrhaftigen Lebens in uns entstehen läßt. Die Macht dagegen, die uns solche Erfahrungen schenkt, erkennen wir nie.

Gegen die Mystik, die das verkennt, wehrt sich die biblische Frömmigkeit mit dem Gedanken der Heiligkeit, d. h. der unantastbaren Erhabenheit Gottes. Im Alten Testament wird Gott heilig genannt, weil er als der Einzige über alles Sein erhaben ist, weil er als der Hort eines besonderen Volkes anerkannt sein will (1. Sam. 2, 2) und weil er sich jeder Annäherung entzieht, die er nicht selbst bewirkt (1. Sam. 6, 20). Dieser Gedanke einer streng festgehaltenen Absonderung Gottes scheint im Neuen Testamente zurückzutreten, wenn Gott jene Schranke zwischen ihm und uns durch das Opfer Jesu beseitigt (Röm. 8, 32). Aber dem stehen entgegen solche Worte wie Joh. 17, 11 die Anrede *πάτερ ἅγιε* und die erste Bitte des Vaterunsers. Vor allem aber wird ja im Neuen Testament Gott in einer bestimmten Beziehung, nämlich als der dem Erlösten sich selbst mitteilende Geist, heiliger Geist genannt. Im Neuen Testament wird in Wahrheit der Begriff der Heiligkeit Gottes nicht nur beibehalten, sondern verschärft. Denn es wird hier besonders betont, daß Gott auch in der innigsten Verbindung mit dem Menschen der Heilige sei. Er läßt uns dabei erfahren, daß er an sich für die Kreatur unnahbar ist. Einen freien Zugang zu sich will er uns nur durch das uns geschenkte Faktum der Erscheinung Jesu gewähren (Matth. 11, 27; Joh. 14, 5—6; Hebr. 10, 20) und die Menschen, denen er wirklich innerlich nahe kommt, scheidet er damit von der Welt oder macht sie heilig (Röm. 12, 2). Der Begriff der Heiligkeit muß aber überhaupt in jeder wirklichen Religion in irgendeiner Form auftreten. Denn der Fromme weiß, daß er Gottes inne wird infolge eines besonderen Wirkens Gottes auf ihn, nicht aber auf Grund dessen, was jeder Mensch von sich aus feststellen kann. Wilhelm Herrmann †

Tollers Dramen vom Menschen der Masse

1

Seit der junge Goethe in der Legende vom ewigen Juden eine Gestalt erkannte, die allgemeine menschliche Seelenproblematik tragen konnte, wiewohl im Fragment [1]) nicht deutlich zu sehen ist, was sie ihm wirklich bedeuten sollte, ist Ahasverus der Ruhelose, Unerlöste in ein mythisches Maß wie von selber hineingewachsen mit der wachsenden Ruhelosigkeit der modernen Seele. Für Goethe trat der Wanderer aus Verzweiflung zurück vor dem Wanderer aus Übermaß, vor dem faustischen Menschen, und Faust ist der fordernde Ausdruck unseres Lebensgefühls geblieben, wenn wir auch unserm Werden andere Ziele zu erschaffen haben. Aber neben ihm steht heute Ahasver, und es scheint, ihre Sphären ringen miteinander. Es ist als ob der faustische Sucher im Triumph der Maschine aus seiner Ordnung im Kosmos herausgehoben wäre in ein Chaos, das sich seiner Formung entzieht. Gewachsen ist um ihn die Schar der Einsamen, die einsam sind aus Verzweiflung, wurzellos, ohne Ziel, weil ohne Glauben, ohne innere Bindung. Die Einsamkeit ist in Verruf gekommen, Klagen ertönen über die „Zeit ohne Mythos" [2]). Ahasver geht um, noch nicht als Gestalt, nur als Schatten, als Schrei der Verzweiflung.

Toller beginnt seine „Wandlung" unter Ahasvers Zeichen. Sein „Ringen eines Menschen" ist ein Ringen mit Ahasver, ein Versuch, den vaterlandslosen Nomaden aus sich selber zu überwinden. Das trennt ihn von Werfel, der sucht, sein Ahasver-Schicksal zu erfüllen, auf die Gott-Erlösung zu. Wie gegen Toller, den Politiker, stehen Werfels Worte: „Des Dichters Zweck scheint mir keinesfalls der zu sein, für die Revolution die Trompete

*) Der Aufsatz ist kurz nach dem Erscheinen der Bücher von Kittel (4. Aufl.) und Hölscher geschrieben.

[1]) Fragment vom ewigen Juden 1774. Der junge Goethe IV, 48.
[2]) Rudolf Kayser „Die Zeit ohne Mythos". Verlag der Schmiede Berlin 1923.

zu blasen. Er stürmt andere Bastillen, o unwiderstehliches Dynamit der Ein-Sicht. Er ist da, das Leben unerträglich und heilig zu machen, und dich, o Leser, bis zu den Schatten zu verfolgen [3])." Es ist ein schmerzlich heroischer Weg, dieser Weg des Dichters, der sich selber immerfort in die Luft sprengt unter dem Dynamit seiner Ein-Sicht, der tiefer tragische Weg, dem das reine Symbol gelingt: „Lucifers Träne" [4]). Unheilbar der Bruch von Geist und Gott, Geist und Welt; verflucht der Geist, seine kalten Wahrheiten gegen die Wirklichkeit zu werfen, die Menschenwirklichkeit der Liebe, die allein erlösen könnte; verflucht und doch erhoben über dem Fluch in der Träne.

Toller fehlt Werfels lyrisch-metaphysische Tiefe, er ist mehr Ethiker als Dichter, Sprache mehr Wirkungsmittel für ihn als Ausdruck. Nicht nach Gott fragt er, sondern nach dem Menschen der Masse. Das unendliche Weltleid Ahasvers, an dem Werfels Seele immer schmerzlicher zerbricht, wird ihm zum Leid der Armen unter der Ausbeutung der Reichen, zum Leid der Masse. Und im Mitleiden mit der Masse sucht er die Passion, die ihn erlöst. Ist es Verengung in die Tendenz des Klassenkampfs? Neues Ausweichen nur in die Irrgänge Ahasvers? Ist es ein Aufbrechen des Schicksalstors der Massenzukunft? Ist der „Masse-Mensch" der Zukünftige, dem der Über-Mensch weichen muß?

2

Die Fragen kristallisieren sich um die eine: Was ist Masse? [Und was ist Masse für Toller?] Eine Antwort versucht Paul Tillich in scharfsinnigen „Studien zur Philosophie der Masse" [5]). Ohne auf Toller Bezug zu nehmen, sind sie aus gleichem Erlebnis der Gegenwart geschrieben. Auseinandersetzung mit ihnen führt an Tollers Dramen heran. Die Soziologie lehrt, daß die Menschengruppe mehr ist und anderes ist als die bloße Summe der Individuen, aus denen sie besteht. Die Menschengruppe birgt Möglichkeiten, die der Einzelseele verschlossen sind im Guten wie im Bösen, Möglichkeiten von naturgesetzlicher Geltung [6]). Die Gesetze der Menschengruppe fügen sich dem Organismus der Volksgemeinschaft solange fördernd ein, solange alle Gruppen der Gemeinschaft von den lebendigen Formkräften der geistigen Mitte durchpulst werden. Sowie aber „Klassen und Stände, Rassen und Kreise von einer individuell geistigen Formung ausgeschlossen sind", bildet sich „Masse"; es bildet sich eine anormale Zustandsschicht, in der nur noch Gruppengesetze herrschen ohne Verantwortung und ohne Ziel, es sei mit dem Ziel der Zerstörung. „Die mechanische Masse als Resultat des Auflösungsprozesses der geistigen und gesellschaftlichen Einheit. Ihr Merkmal: Entseelung" [7]). In Tollers Sprache [8]):

„Masse ist zerstampfter Acker,
Masse ist verschüttet Volk."

Beiden also ist Masse a priori Schuld der andern Volksschichten, Schuld der Bürger. Wer aber kann diese Schuld tragen? Und wenn sie jenseits der Verantwortlichkeit von Menschen liegt, wenn sie Schicksal ist, ebenso wie das Masse-sein Schicksal, wer kann dies Schicksal wenden?

Tillich führt die Zusammenhänge zurück in die Zeit, als die subjektive Geistigkeit „sich kritisch zu der Grundlage zu stellen begonnen, auf der sie gewachsen". Und er sieht die Weiterentwicklung so, daß bei aller Blüte der Kultur doch die geistige Substanz immer mehr aufgezehrt sei bis zur gänzlichen Erschöpfung in der Gegenwart [9]). Die Führertypen, die sich aus Reformation und Renaissance herausgebildet, haben entweder sich im Formtypus gegen die Masse abgeschlossen oder im ethischen Pflichttypus den irrationalen Einfluß auf die Masse verloren. Ergebnis: die bürgerlich-liberale Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die durch komplizierten Bildungsweg sich von der Masse scheidet und aus ihrem Bildungskapital nur sogenannte „Volksbildung" als Wohltätigkeit an die Ungebildeten abgibt [10]). Denselben Kulturpessimismus atmen Tollers Dramen allenthalben. Tillichs Typen werden ihm Bühnenfiguren: der seelenlose Staatsbeamte, der Phrasenmann der Wissenschaft, der wirkungslose Pfarrer.

Rückkehr zur katholischen Einheit wollen dennoch beide nicht, Toller, weil er das religiöse Problem gar nicht stellt, Tillich, eben weil er es stellt aus protestantischem Lebensgefühl heraus. Beider Glaube wendet sich auf die Geheimnisvolle und Namenlose, die Masse. Hier nur scheiden sie sich am Verhältnis von Masse und Religion.

Tillich deduziert mit radikaler Logik eine metaphysische Bestimmtheit der Masse als Offenbarung des Unbedingten und eine apriorische Bereitschaft der Massenseele zur Gnadenoffenbarung [11]). So erhält die Masse, die mechanische seelenlose entartete Form der Menschengruppe, eine übermächtige wahrhaft heilige Bedeutung als Urboden der erwarteten neuaufbrechenden Religiosität. Es bleibt allerdings ein Optimismus logischer Setzung ohne Kontrolle an der Erfahrung und ohne praktische Blickpunkte auf die Zukunftsgestaltung [12]). Wenn es wahr ist aus einer logisch unbeweislichen Gewißheit, daß heute allein aus dem Schicksalsgrund des Religiösen die Hilfe aufgerufen werden kann, so bleibt doch logisch nicht zu begreifen, wie aus der Masse als dem richtungslosen und verantwortungslosen Chaos gleichsam von selbst religiöser Gehalt zur Bildung kommen soll, gleich als wenn aus dem Zusammenströmen vieler Intensitäten sich das Mysterium des „Ganz Anderen" bilden könnte. Und wenn Anzeichen vorhanden sind, daß in allen Lebensgebieten heute von innen her das Rationale überströmt wird vom metaphysischen Impuls, so führt sich diese schicksalhafte geistige Weltbewegung nicht auf die dunklen Lebenskräfte der Masse zurück, sondern sie bricht aus den breitverteilten Quellen des Gesamtbewußtseins der Kultur; und sie wird sich in den polaren Urformen religiösen Erlebens auswirken, wie sie Tillich gleichwertig nennt: in der Hingabe an die göttliche Substanz, die der kultischen Sehnsucht der Massen entgegenkommt, ebenso wie in der verantwortlichen Selbstentwicklung des Einzelnen, die im Faust das mythische Sinnbild eines ewig formdurchbrechenden Eros hat.

Das Rätsel des Masseseins, wenn es über jene Gesetze der Gruppe hinaus ein eigenes Rätsel hat, wird schwer vom Begriffe her endgültig zu erfassen, eher aus dem Miterleben der Masse immer wieder neu zur Gestalt zu bringen sein. Es ist ein Wesenszug der synthetischen Kunst der Gegenwart [13]), gerade die Masse zu sehen und zu formen nicht wie noch Hauptmann vom sozialen Protest, sondern von der Sinnerfassung her. Von Toller läßt sich sagen nach seinen Werken, daß erst das Erlebnis der Masse ihn zum Dramendichter gemacht; so könnte von ihm vielleicht gelten, was Tillich vom Führer der Masse fordert: daß er „unmittelbar im Geistigen" sei, „innerlich frei geworden für die Dynamik des objektiven Geistes in der

[3]) „Brief an einen Staatsmann" im 1. Jahrbuch des „Ziels" S. 97 (1915).
[4]) Franz Werfel „Einander". Kurt Wolf Verlag 1914: „Lucifers Abendlied".
[5]) Drei Aufsätze, vereinigt als „Masse und Geist". Verlag der Arbeitsgemeinschaft Berlin und Frankfurt a. M. 1922.
[6]) Tillich 26. Gesetz der Unmittelbarkeit, Gesetz der Steigerung.
[7]) Tillich 29.
[8]) Toller, Masse-Mensch 74.
[9]) Tillich 28.
[10]) Tillich 32.
[11]) Tillichs dritter Aufsatz „Masse und Religion".
[12]) Dazu die naive, doch charakteristische Kritik eines Arbeiters an Tillichs Deduktionen, Alad. soziale Monatsschrift, 6. Jahrg., Heft 4. Juli 1922: Wenzel Holek, Unterschied zwischen Mensch und Mensch.
[13]) Tillich 8.

Masse“ [14]). Toller aber erfaßt sie nicht in jenem Zuge, der für Tillich den geheimen Adel ihres zukünftigen Wesens ausmacht, in ihrer produktiven religiösen Bereitschaft; er erlebt mitleidend das Massenleid des Kriegs und glaubt in jugendlichem Optimismus eine ideale Umschaffung der Gesellschaft durch bloße Einsicht und Überredung zu erreichen, ohne Gefühl für die dunkle Dämonie der Masse. Je rückhaltloser er dann herandringt an die Realität ihrer kurzsichtigen Triebe, um so schneller verliert sich der flache Enthusiasmus in eine düstere Weltleidstimmung, die sich zuletzt zu Tönen hoffnungslosen Hohns verbittert.

Mehr als bei Tillich kommen dabei Wirklichkeiten zu Wort, Fragen werden angerührt wie jene Schicksalsfrage der historisch gewordenen Kultur: Wohin zielt die Masse, deren Führer die Kultur verachtet, anders als auf radikale Zertrümmerung, auf die Internationale, die den schöpferischen Volksgrund zerstört? Dann das Problem der Maschine als Feind der Masse und ihre furchtbarste Waffe zugleich, als unberechenbares Erzeugnis des rationalen Geistes, das es für den Dienst der Gemeinschaft zu erobern gilt. Es gelingen Toller Einblicke in das Wesen der Masse, tiefer deutend als naturalistische Gestaltung es vorher vermochte. Doch aber sind diese Wirklichkeiten nur ergriffen und geformt vom Mitleiden und vom Haß, nicht vom glaubenden und fordernden Eros, der unter der erbitterten Dumpfheit des Proletariats die noch gebundene Kraft eines wachsenden Riesen spürt und über Mitleid und Haß sich zur Vision der neue Formen schaffenden Gestalt erhebt.

Hier tritt notwendig und entscheidend neben die Anschauung von der Masse die Anschauung vom Führer. Die Führergestalten, die Tollers reinste verantwortungsvollste Gefühle tragen, sind edle Menschen von der Ethik des reinen Willens, durchdrungen vom tiefen Unrecht, das der Masse geschieht, bereit ihr Leben einzusetzen für die Idee, Märtyrer des Mitleids; dennoch Menschen aus der Sphäre der Vernunft, denen Gott nicht mehr ist als ein alter kraftloser Begriff, schuldiger Träger aller Ungerechtigkeiten; Menschen ohne die Erfahrung eines neuen Gotterlebens, ohne das Urphänomen des Durchbruchs, ohne die Dämonie, durch die erst die verborgenen Kräfte der Masse bewußt und aktiv werden. Wo sie Toller gelungen sind als Gestalt, wie die führende Frau in „Masse-Mensch“, wird es nur um so deutlicher, daß die edelste opfervollste Sittlichkeit nicht imstande ist, der Masse das irrationale Religiöse zu ersetzen. Tillichs faustisches Vertrauen auf die Kraft der Masse, die den ihr gemäßen Führer hervorbringen wird, findet in Tollers Drama keine sinnbildliche Gestalt. Den Menschen, der mythisch werden muß, weil die Masse in ihm ihren höheren eingebornen Sinn empfindet, der sich selbst als Symbol der Masse setzen darf, sieht er nicht. Vielmehr mündet sein Führerethos in die strenge Forderung an den Einzelnen: Kreuzige Dich selbst!, die Massen-Ethik auflösend in die esketische Höchstforderung der alten Individual-Ethik. Ohne die Ruhe einer metaphysischen Gewißheit ist dies erbitterte Märtyrertum kein Überwinden Ahasvers.

3

Aber Toller ist mehr als ethischer Führer der Masse, er tritt auf mit dem Anspruch des Künstlers. Und wenn auch der Künstler nur allzu oft aus der Gestalt herausbiegt in das Wortpathos des Ethikers, ja in den Ton partei-politischer Leitartikel, so strömen ihm aus dem Erlebnis des Masse-Menschen doch stilbildende Kräfte zu, die ihn in eine repräsentative Zeit-Höhe heben. Dabei erscheint die dramatische Form die seinem Talent gemäße, so sehr sie jener „Anarchie des Dramas“ angehört, die Diebold [15]) als den Stil der Gegenwart charakterisiert. Wo Toller lyrisch wird, verliert er den Takt, ahmt Werfel nach oder kommt zu abgebrauchten Bildern, gegen die mit Recht Sternheims „Kampf der Metapher“ zu eröffnen wäre [16]). So kann nur Stilkritik den Weg weisen durch Wort-gebliebene Absicht und Tendenz zu dem Kern, in dem Erlebnis Kunst geworden ist.

Tollers „Wandlung“ [17]) zeigt alle typischen Spuren des Erstlings. Noch kommt er vom Ich, vom Stoff früherer Erlebnisse nicht los. Der Ansatz ist übergroß gedacht: Passion des Vaterlandslosen, des Ahasver-Ich in fünf Stationen. Vorbilder von Stationsdramen waren zahlreich gegeben; „Zufallspilger“ nennt Diebold ihre Helden. Auch bei Toller ist die alles zusammenschließende Seelen-Wandlung nicht innerer Mittelpunkt geworden, und so zerfällt das Ganze in Bilderreihen.

Die ersten vier Stationen bilden ein eignes Gefüge unter dem Erlebnis: Krieg. Friedrich der Vaterlandslose, der leidet unter dem Fluch Ahasvers, sich sehnend nach Vaterland, Gemeinschaft, sucht den Krieg, erwirbt tapfer, schwer verwundet das Kreuz. „Nun gehöre ich zu ihnen.“ Doch Krieg ist zugleich unermeßliches Leid, Massenleid. Toller stellt in jeder Station nebeneinander: realistische Vorderszene des Ich und abstrakt stilisiert ein Hintergrunds-Massenbild. Ohne Verbindung folgen sich die Szenen. Dem Zuschauer aber drängt sich der erschütternde Zusammenhang auf: Massenleid ist mehr als Addition von Einzelleid, es ist Widersinn der Welt, Abgrund der Hölle, und tieferer Abgrund, wenn Menschenkasten es gewollt und gemacht. Das „Massengesetz der Steigerung“ kommt durch die Gegenstellung der Bühnenbilder zur düsteren Wirkung. Tollers Sprache ist noch uneigen, Mischung von grellem Realismus und stilisierender Wiederholung. Dennoch liegen hier als aus Tollers Seele gewachsen die künstlerischen Wirkungen des Stückes.

Nicht mehr gelungen ist die vierte Station, die eine erste Syntheſe bringen soll: Wirkung dieses Kriegsleids auf Friedrichs Seele, Wandlung. Man findet ihn nach dem Krieg mit gesteigertem Selbstgefühl, Bildhauer, formend ein Symbol für den Sieg des Vaterlandes. Von außen her kommen die Stöße, die ihn wieder entwurzeln. Die Geliebte verläßt ihn; es ist die einzige Seelenszene, leider sprachunkräftig bis zum Schwulst. Schwerer als dieser Schlag trifft ihn der Anblick eines Kriegsinvalidenpaares, von Krankheit zerfressen, in Not vertiert, im Haß auf die Reichen erbittert; auch hier ist die Bühnenerscheinung wirksamer als die Sprache. Friedrichs Seele antwortet mit Flucht, mit der Flucht Ahasvers. Verzweifelt zertrümmert er sein Bildwerk. Vor dem wirklichen Ahasvergesicht seiner Seele wählt er schaudernd den Tod. Nur die eintretende Schwester rettet ihn, ruft ihn auf zum Glauben an den Menschen. Diese Schwester, Sprechstimme einer papiernen Ethik, spiegelt den kraft- und gestaltlosen Übergang, den das Kernproblem der Wandlung jetzt zur äußerlichen Allegorik nimmt.

Es ist mißverstandener Expressionismus, der in der fünften Station undeutlich verworrene Bilder zu leerem Tiefsinn zusammenschiebt. Die Absicht ist nur mühsam gedanklich zu erschließen: das Verschwinden in der Masse, das Leiden mit der Masse, das Sich-selbst-Erlösen durch die Selbst-Kreuzigung (ein gnadenloser Ahasver-Gedanke), und das Auferstehen im weltliebenden Selbst. Wo die Nebel sich lichten, erscheint in Volksreden Friedrichs utopisches Ideal: „der Mensch ist gut!“ Erlösung vom Zerrbild „Mensch“ durch den innern Menschen. Ruf zur Revolution der Liebe. Breit-ausbrechende, lyrisch-hymnische Prosa, nachstolpernd dem großen Rhythmus Whitmans, täuscht nicht fort über die Verstiegenheit der Idee, die

[14]) Tillich 33.

[15]) Bernhard Diebold, Anarchie im Drama. Frankfurter Verlagsanstalt 1921.

[16]) Auch Tollers selbständige Lyrik zeigt bei zunehmender Sorgfalt des Ausdrucks keinen eigenen Ton. „Gedichte der Gefangenen“, Kurt Wolff 1922, „Das Schwalbenbuch“, Kiepenheuer 1924.

[17]) Verlag G. Kiepenheuer; geschrieben 1917—1918.

keine Tragkraft für wirkliches Leben hat. Und ungewandelt bleibt im Grunde Friedrichs Ich, wenn er sein neues Gefühl so ausspricht: „Es ist so schön zu wissen, daß man Wurzeln hat und sich doch treiben lassen kann." Allzu jugendliche Selbsttäuschung, die dem harten Entweder-Oder des Lebens immer noch schweifend auszuweichen weiß. Der Sinn des „Kreuzige Dich selbst" ist nur erst gedacht, nicht mit dem Wesen ergriffen und durchgelebt. Es bleibt die unausgesprochene Aufgabe der kommenden Dramen.

Jenes Grunderlebnis der Masse, das für die „Wandlung" den unbewältigten Stoff gegeben, tritt spürbarer in den Stil ein in „Masse-Mensch" [18]). Das Ich ist untergegangen in der erlebten Grundspannung: Masse und Führer. Masse steigt herauf als Wesen, von der Masse her formt sich die Sprache, ein auf Kernworte gewaltsam gesammelter Massenstil, dem die Sätze nur noch konstruktive Träger von Inhalten sind. Doch gelingt der Abstand nicht ohne grausame Sprachverrenkungen nach Sternheims und Georg Kaisers Vorbild, besonders wo subtileres Seelenleben dem Massenstil angeglichen wird. Solche Inhaltsverdichtung durch Herauswerfen von Artikeln, von Verben bleibt im Grunde ein negatives Verfahren, das seinen Abstand sich erkämpft durch Abstraktion, nicht durch Produktion. Wie den modernen Sachlichkeitsstil der Architektur die Zweckmäßigkeit bestimmt, so diesen Wortstil die dinglich mechanische Seelenstruktur der Masse. Die Vermechanisierung ergreift dabei die ganze seelenlose Gesellschaft, erreicht grotesken Höhepunkt in der Börsenszene, in der Bankiers wie Geldautomaten funktionieren. Selten klingt in Massenchören der Arbeiter ein Suchen an nach höherem Rhythmus, Liturgie einer Zukunftsgemeinde:

Wir ewig eingekeilt,
in Schluchten steiler Häuser,
wir preisgegeben
der Mechanik höhnischer Systeme,
wir antlitzlos in Nacht der Tränen,
wir ewig losgelöst von Müttern,
aus Tiefen der Fabriken rufen wir:
Wann werden Liebe wir leben?
Wann werden Werk wir wirken?
Wann wird Erlösung uns?

Die Massebewegung gipfelt in zwei Führern, die gegeneinanderstehen als symbolische Gestalten für den tragischen Zwiespalt in der Masse und im Führertum selbst: der Gewalttäter, der kalte Fanatiker, der blind-zerstörende Massenwille, der „Namenlose" — und die geistig führende Frau, die Bürgerin, Heldin einer Mitleidsethik, Märtyrerin der Idee der Humanität. Beide kämpfen um die Masse. Die Frau will den unblutigen Streik, um das Kriegsende zu erzwingen, der Namenlose will Revolution und er setzt sie durch; doch der Aufstand bricht zusammen, die Frau als die Führerin wird erschossen, nachdem sie Befreiung durch Gewalttat abgelehnt. Im Betonstil der Sätze entstehen Szenen von kühler Wucht, die den abstrakten Eindruck einer ungelenken Masse-Mechanik geben.

Die entscheidende Gestalt im Ganzen ist die Frau. Warum wählte Toller um sein Führerideal zu formen eine Frau? Jene geheime Macht des Irrationalen im Gefühl der Frau, ihre elementare Unlogik, ihre Instinktsicherheit, ihre Dämonie sind für ihr Führerverhältnis zur Masse nicht fruchtbar gemacht. Vielmehr an ihrer Schwäche, an ihrem Geschlecht faßt sie Toller, am persönlichen Zwiespalt der Gefühle, zwischen der Liebe zu ihrem Mann und dem Ethos der Führerin, am Zwiespalt zwischen natürlichem Weibsein und geistigem Menschsein, dem sie erst in der letzten Todesbereitschaft entwächst. Ihre Stärke ist ihr Ethos, ihr Gefühl einer ethischen Verantwortlichkeit für die Idee des Menschen, ihr Schuldgefühl für alle begangenen Frevel, die sie nicht verhindert; ein Gefühlsethos, das sich zur Strenge des reinen Willens erhebt: Abwehr alles Blutvergießens, Eintreten für die Idee mit dem Tode. Dennoch schwächt sich auch dies reine Pazifisten-Ethos gegen den Kampfruf des Namenlosen ab durch die Trägerin, diese Frau, die gar kein anderes Mittel hat als Dulden. Nicht voll erscheint so ihr Ethos, nur gefühlsbestimmt, ohne die harte Verantwortlichkeit des Geistes zur neuen Schöpfung. Und wenn die Frau dem Namenlosen nachgibt „Masse ist Recht" und dann den Tod des Schuldigen auf sich nimmt, so gibt die Handlung selber sichtbare Entscheidung: Nicht der Namenlose, nicht die gewalttätige entseelte Masse hat recht, aber auch nicht diese Führerin, die zu sehr Frau ist um Führer zu sein, zu sehr Seele, um Masse zu formen. Auch sie ist nicht der Richtige, der Berufene, der Führer. Die Schau solchen Führers hat Toller nicht, darum eben wählt er die Frau, verhüllend seine tiefere Skepsis zum Führerproblem. Zwar ruft diese Frau nicht wie der utopische Jüngling: „der Mensch ist gut"; ihr Glaube sagt: „der Mensch will gut sein"; immer doch bleibt die Orientierung die nur ethische auf den idealen Menschen hin. Es fehlt jene durchbrechende Kraft, die das Wirkliche faßt mit dem unmittelbaren Griff der darin offenbarten Gottgewißheit und aus ihm gleichsam wider Willen das Ideale, die Gestalt, die Aufgabe des Tages herausholt. Darum bleibt nur das Eine als positiver Gewinn dieser führenden Frau, daß jenes Grundelement der weiblichen Natur, Seele und verantwortungsvolle Hingabe, nie übergangen werden darf bei einer Neugestaltung der Gemeinschaft. So lassen sich verstehen jene letzten Worte der Führerin gegen den Namenlosen:

Du lebtest gestern,
Du lebst heute
und bist morgen tot.
Ich aber werde ewig
von Kreis zu Kreis
von Wende zu Wende,
und einst werde ich
reiner
schuldloser,
Menschheit,
sein.

Auch ein szenischer Ausdruck für diese Gewißheit ist vorhanden, jene symbolische Schlußszene, in der gefangene Frauen sich vergreifend am Gut der zum Tod Geführten plötzlich beim Knall der Salve innehalten, das Gestohlene zurücklegen, weinend hinknien. Diese wichtige Schlußszene aber ist zu vereinzelt und peripher, als daß sie ersetzen könnte, was in die dramatische Sphäre der Gestalt nicht hineingeflossen ist; sie verstärkt nur die Wirkung eines reinen im Tod sich bezeugenden edlen Menschen. Jene entscheidend-formende Kraft, die den Sprachstil herauszuheben hätte aus abstrakter und mechanisierter Gewaltsamkeit in eine lebendig-dichte Vergegenwärtigung von Masse-Leben, dieselbe entscheidende Formung macht Halt vor dem wirklichen, die Masse in sich aufnehmenden und zur Form bringenden Führer.

Toller hat keinen Versuch mehr zur dichterischen Synthese der Masse im expressionistischen Stil gemacht, mag die Ernüchterung, die den Überstürzungen des Expressionismus folgte, auch ihn herabgedrückt haben, mochte er selbst spüren, daß ihm das Wirkliche, das Lebendige entglitt. In den nächsten Dramen müht er sich um die einzelne Gestalt, wie sie im Leben ist, um den natürlichen Dialog; Wendung zum „Naturalismus" kennzeichnet es Diebold [19]). Die „Maschinenstürmer" [20]) können nur als Vorstudie gelten, sie wirken schnell und oberflächlich gemacht. Der Grundgedanke packt; die Geburtsstunde der Maschine (1815 in England), die Urempörung des Arbeiters gegen sie als den Feind. Der historische Abstand aber, ohne Verpflichtung zur historischen Sphäre, verwischt nur die Umrisse. Ein schwaches Klischee ist entstan-

[18]) Geschrieben Herbst 1919; Kiepenheuer 1920.

[19]) Neue Rundschau, August 1923, Seite 745.

[20]) Geschrieben 1920/21. Tal-Verlag Leipzig 1922.

den nach Hauptmanns „Webern", ohne seine urwüchsige Sprache und die lebenstreue Vielfalt der Gestalten, die aus der Heimatverwurzelung erwächst. Motive von überallher: Das aufreizende Armutsmärchen variierend das trostlose Märchen im Woyzek, Fabrikherr und Arbeiterführer nach dem Vorbild Philipp-Marquis Posa, der Bettler als Narr nach Shakespeare, hilflos maniriert. Das Bedürfnis nach Weltperspektive, Lord Byron als Verteidiger der Weber im Oberhaus, bleibt in der Skizze des Vorspiels stecken, in einer leeren Jambenprosa zugleich. Die Handlung wiederholt greller und viel pessimistischer die Grundlinie von „Masse-Mensch": der ethische idealistische Führer, der zur planvollen Selbstzucht rät, zum Zusammenschluß auf lange Hand, zum Dienst an der Maschine, wird von der mißleiteten blöden Masse tierisch-grausam erschlagen. An die Stelle des Namenlosen tritt ein heimtückisches niedriges Subjekt, das die Instinkte der Masse aufwühlt zur Zerstörung der Maschine. Damit wird der Sturm auf die Maschine nicht, wie man erwarten sollte, ein urmenschlicher Protest, sondern nur Erfolg einer schurkischen Intrigue und Zügellosigkeit einer hirnlosen Horde.

Je mehr Toller sich den Beobachtungen wirklichen Lebens öffnet, um so radikaler zeigt sich der Pessimismus seines Weltbildes. Das Problem des Führers scheint ganz aufgegeben, im „deutschen Hinkemann"[21]) sucht er den leidenden Menschen der Masse, und er sucht ihn in einem Einzelnen, auf den sich die Versündigung der Zeit an der Masse zum grellen Verhängnis zusammenzieht. Das drängt ihn sozusagen von selbst Büchners Woyzek zu, der Tragödie des nur noch leidenden Helden, des in allem erniedrigten und enterbten Menschen, der Spiegel wird einer abgründigen Welttragik. Stärker und spürbarer ist der Einfluß von Büchners Dichtersphäre geworden, als es Tollers eigner Ausdrucksentfaltung gut sein konnte. Unvergleichlich dichterischer bleibt dabei Büchner in allem, in dem erschütternd hastigen Atem der Sprache, in dem rätselhaft aufbrechenden Leben der Menschen, das aus ihnen tönt, leidvoll unbegriffen wie das Rauschen des Ozeans aus der Muschel, in der lyrischen Grundstimmung eines Alles durchdringenden Leidens am Leben als unlösbarer metaphysischer Hintergrund. Das vorausgesetzt birgt Tollers Hinkemann als Leidensweg des Massemenschen Züge, die Woyzeks Tragik nicht kennt. Er schließt sich in den Motiven eng an Büchner an, nur übersteigert er alle Züge und schafft sie sich um für die Problematik der Gegenwart. Hinkemann trägt ein schrecklicheres und unentrinnbareres Schicksal. Wenn man sich Woyzeks gehetztes Dasein erleichtert denken könnte durch Geld, so ist Hinkemann elend in einem durch äußere Mittel nicht zu verbessernden Grade, und diese seine Not ist Kriegs-Verwundung, schuldloses Leiden für Andere. Die Seelennot des Entmannten macht dieselben Schläge, die Woyzek treffen, furchtbarer und gräßlicher: das Entwürdigen der eignen Körperlichkeit um Geldes willen, die Untreue der Frau mit einem brutalen Genießer, dazu ein Anderes: das rohe Lachen über das Absurde der Verwundung, mit dem die Masse ihn ausstößt aus ihrer Gemeinschaft. Was Toller vorschweben mochte bei diesen grausamen Steigerungen des Leidens, war das entsetzte Gefühl einer rapid gesteigerten Gräßlichkeit und Verderbnis der Zeit weit über Büchners Zeit hinaus; er mochte hoffen im anklagenden Ethos, der Zeit in diesen Zerrbildern ihren Spiegel vorzuhalten, damit sie begriff: So kann es nicht weitergehen.

Seine originale Schöpfung liegt dabei in der neugewendeten Tragik. Der Zufall, der Hinkemann im Kern zerstört, traurig wie jeder sinnlos zerstörende Zufall, wird tragisch dadurch, daß er einen Masse-Menschen trifft, der durch sein Leiden mehr wird, seelischer als die biologisch bestimmte, biologisch wertende Masse, und der eben darum die Roheit der Masse, die ihn ausschließt, das Gefühl seiner Lächerlichkeit und den Ekel an der Welt nicht überwinden kann („Ich weiß zu viel").

Die Tragik steigert sich noch über Woyzek hinaus durch die Frau, die durch Schuld und Leid in die seelische Sphäre ihres Mannes heraufgezogen wird, ohne daß sie dem am grausamen Wissen Zerstörten noch helfen kann. Beider letzte Auseinandersetzung vor dem Tode bildet den tragischen Höhepunkt. Alle grellen Zeitbilder, die mit Erbitterung gehäuft werden, erhalten unter dieser Problemstellung ihre besondere Notwendigkeit, in der zerschmetternden Wirkung auf den Ausgestoßenen, der durchleiden muß jene verborgene Tragik der Masse, die sie sich im Sinnentaumel verhüllt; ihre Seelenlosigkeit, ihr Unvermögen zum Geist. Wenn bei Woyzeks Untergang die tragische Wirkung darin liegt, daß hier der Wert des Menschseins überhaupt in Frage gestellt wird, um in jedem Mit-Leidenden als metaphysische Erschütterung an den Grund der Existenz zu rütteln, so ist beim Hinkemann die tragische Wirkung die, daß der Wert des Mensch-Werdens durch den Masse-Menschen in Frage gestellt wird, durch den Masse-Menschen der Gegenwart als den Paria der Zivilisation, hinter dem sich aufrichtet die Anklage gegen das Zeitalter.

Im wahrhaften Mit-Leiden mit dem geschlagenen Menschensohn der Masse hätte Tollers Seele jene Wandlung wirklich durcherleben können, die er von Anbeginn suchte, wenn es nicht eben das Ahasvertum wäre, das ihn auch jetzt wieder abdrängt vom gesuchten Weg, wie es ihm zugleich die reine Wirkung seiner Tragödie zerstört. Mit grausamem Hohn macht er den Hinkemann zum „deutschen Hinkemann" und prostituiert ihn in der Jahrmarktszene als den „deutschen Helden, die deutsche Kraft, die deutsche Kultur", durch das Bühnenbild der kriegsinvaliden Orgelmänner die Tendenz eindeutig unterstreichend. Die Tragik des Masse-Menschen, die eine allgemeine ist innerhalb der Zivilisation, verquickt er mit einem Hohn auf die Tragik des deutschen Volkes derart, daß jede Selbstbewußtseinsform des deutschen Wesens künftig lächerlich werden soll als die Jahrmarktposse eines im Grunde entmannten Volkes. Damit drückt er aus symbolisch, was Werfel nackt bei Namen nennt: „Unser Geist haßt die Macht- und Selbstbewußtseinsform aller Völker"[22]). Mit demselben rohen Lachen, mit dem die Masse den Hinkemann preisgibt, gibt er selber das Deutschtum preis, an dem er nur Dummheit, Mängel und Unflat aufzuzeigen vermag. Es ist ein tragisches Verhängnis, daß diese Haltung nur ihn selbst isoliert und in jenes heimatlose Ahasvertum zurückwirft, dem er entrinnen wollte, tragisch auch für die Werbekraft seines Ethos und sein Lebensproblem von Masse und Führer, wie tragisch für seine Kunst, die in Tendenzdichtung herabgezogen wird.

Wichtiger noch als diese letzthin periphere Entgleisung, mag sie Zutat eines unkontrollierbaren Ressentiments oder umgeschlagener Liebe sein, ist es, daß im „Hinkemann" die tiefere Tragik selber durch einen Radikalismus, den man grob als eine Art intellektuellen Sadismus bezeichnen müßte, getrübt wird. Es ist die Zumutung an die Vorstellung, daß Hinkemann, der keinem Tier ein Leid zufügen kann, um Geld für seine Frau zu schaffen, sich dazu versteht, auf der Jahrmarktsbude Mäusen und Ratten die Kehle durchzubeißen und ihr Blut zu lutschen. Diese quälerische Lust am Gräßlichen erinnert an den ähnlich grausigen Radikalismus in Werfels verzerrter Legende von Jesus, der sich kränzt mit Aas[23]), wo die Christusliebe ausgespitzt wird zu der Frage: „Ist das denn

[21]) Geschrieben 1921/1922. Kiepenheuer 1922.

[22]) Vorrede zu den „Schlesischen Liedern" des Petr Bezruč. Kurt Wolff.

[23]) Einander S. 91. Jesus und der Aser-Weg.

Liebe, wo noch Ekel ist?" Es ist ein dämonischer Rationalismus, der hier Besitz ergreift von der dichterischen Inspiration und sie um die reine Schau betrügt, indem er ein logisch Ausgeklügeltes, die letzte Möglichkeit eines Denkbaren unterschiebt als höchste Steigerung des Gefühls. Bis in den künstlerischen Stil kommt so zur charakteristischen Ausprägung eine Fühlweise, wie sie ähnlich die Untergründe jenes Ethos bestimmte, das Tollers Führergestalten trug, ein im Grund rational bestimmtes Fühlen, das nie durchbricht in die Sphäre des „Ganz Anderen", das im erbitterten Anrennen an die mißachteten Grenzen zuletzt immer „sich selber kreuzigt", jene Urwurzel des Ahasverischen, wie sie schon Goethe erkannte als den ahasverischen Kern [24]).

4

Die eingehende Betrachtung Tollers rechtfertigt sich nicht so sehr aus der Qualität seiner Dramen, die den Bereich der großen Kunst nicht erreichen, als aus der Wichtigkeit des Problems vom Masse-Menschen, um das er sich mit Ergriffenheit bemüht. Brennend ist für unsere Gegenwart die Frage nach der Masse und nach dem Masse-Führer. Die Zeit ruft nach dem Erlebnis der Lösung, nach begrifflicher wie nach wirklicher, und nach Bild-Lösungen durch die Kunst, die erschaute Möglichkeiten ins Wirkliche projiziert. Wenn Toller keine Lösung, die Ziele weist, gefunden, so dringt er doch unerbittlich erhellend in die Struktur des Masse-Menschen ein. Jene Frage, die anfangs erhoben wurde: „Ist der Masse-Mensch der Zukünftige?" stellt Toller nur im Anfang, scheint sie im Traum eines Werk-Volks zu bejahen, doch sein wachsender Pessimismus, der Masse auflöst in zusammengewürfelte Gruppen, in denen nichts mehr werden kann, muß sie verneinen. Zum Spottruf wird ihm das frühe Evangelium: „der Mensch ist gut" [25]). So verliert er die Frage nach dem Führer ganz aus den Augen. Wer zeigt heute sein Bild? Stefan George, der herausragt aus der Zeit in der Klassik seiner kristallinen Form wie in der fremden Absonderung eines neuen Kults, verachtend Masse als „Getier", als „des Volkes Räude", als „Qualle", zeichnet zuletzt den stolzen Umriß des herrischen Barbarenführers, der einer entarteten Zeit seinen Willen aufzwingt, ihre Tempel verbrennend [26]). Dreifache Lösung: Masse-Führer, konstruiert Georg Kaiser im „Gas" [27]). Arbeitsgemeinschaft von Unternehmer und Arbeiter, erzielt durch Gewinngemeinschaft, scheitert am Widerstand der Materie, die sich dem rechnenden Geist nicht ausliefert: Explosion des aufs feinste errechneten Gases. Der zweite Versuch, aus mechanischer Masse organische Masse zu machen, statt Wiederaufbau der Fabrik Siedelung zu schaffen für alle, scheitert am Widerstand der Arbeiter, die Arbeit wollen wie bisher: Produktion von Gas! Der dritte Versuch faßt ins Metaphysische. Der Enkel des Führers, freiwillig Arbeiter im Gaswerk geworden, als die Arbeit im Frondienst des eingedrungenen Landesfeindes Rebellion weckt, Erfindung von Giftgas, fordert er: Nicht Gewalttat, nicht Giftgas, sondern schweigenden Dienst am Werk, Glaube an ein Reich nicht von dieser Welt. Die Arbeiter aber wollen Produktion von Giftgas, d. h. nationale Befreiung, Selbstzerfleischung Europas. Alle drei Lösungen enden in Zerstörung. Leben hat Kaiser keiner seiner Schemengestalten eingehaucht; Tollers Erleben aus dem Atem der Masse liegt ihm fern. Nur die Konsequenz der Antithese führt ihn an das irrationale Phänomen des Dienens, im Glauben an ein Reich von anderer Welt. Dieses Phänomen nicht nur mit dem Gedanken zu streifen, sondern durchzuleben, und es durchzuleben als Führer, nicht als willenbrechendes, sondern als willenversammelndes, diese Welt umformendes Phänomen, dazu scheint heute Europas Atem zu kurz. In Indien in Mahatma Gandhi, wie Romain Rolland ihn zeigt [28]), scheint das Wunder eines Führers erstanden der es vermag. Die Lehre, die er uns gibt, ist nicht: was für Indien gilt, nach Europa zu tragen. Sie lehrt uns als Wirklichkeit Tillichs Erkenntnis, daß nur die tiefe und dauernde Glut religiöser Liebesverbundenheit, die der Masse den Führer als ein Göttliches und dem Führer die Masse als ein Göttliches offenbar macht, die Wirklichkeit leidender Masse umschmelzen kann zum sich selbst aufrichtenden Volk.

So bleibt unsere westliche Aufgabe: Überwindung des Individuellen, nicht als Untergehen im Masse-Menschen — als Starkwerden des Geistes in jeder einzelnen Seele, des Geistes als der Kraft, die die Sonderung sprengt ohne das Selbst zu zerstören.

Marburg Hermann Pongs

[24]) Dichtung und Wahrheit, dritter Teil, 15. Buch.
[25]) Hinkemann 43 „Neuestes Mittel gegen Männerschwäche: der Mensch ist jut."
[26]) „Brand des Tempels". Blätter für die Kunst 1919.
[27]) „Gas". I. und II. Teil 1918 und 1920. Kiepenheuer.
[28]) Romain Rolland, Mahatma Gandhi. Rotapfel-Verlag 1924.

Der Stand der Urmenschenforschung

1. Der geologische Rahmen. 2. Die Kulturkunde. 3. Die Skelettkunde. 4. Entwicklungsgeschichtliche Perspektiven. 5. Der Mensch in der Tierwelt. 6. Unsere Stellung

Die Christliche Welt hat 1910 (37/38) einen vortrefflich orientierenden Artikel über die Abstammung des Menschen mit allen einschlagenden kulturgeschichtlichen wie anthropologischen Fragen gebracht. Seitdem ist die prähistorische und präanthropologische Forschung teils durch einige wesentliche neuere Funde von Skelettresten und durch umfänglichere Entdeckungen, insbesondere von Höhlenzeichnungen, erweitert, teils durch neue Einblicke und Gesichtspunkte vertieft und klarer zusammengefaßt, teils durch das zur Zeit ziemlich scharfe Ringen um Klarheit und neue Auffassung innerhalb der Entwicklungs- und Abstammungslehre lebhaft angeregt und beeinflußt worden. Da das Interesse für die Frage nach dem Urmenschen, soweit er wissenschaftlich nachzuweisen ist, in Laienkreisen wie in Theologenkreisen rege ist, so unterziehe ich mich gern der Aufgabe, von dem Stande der Forschung eine Übersicht zu geben. Umso lieber als es mir ein Herzensanliegen ist, den Wunsch auszusprechen, daß sich auch die evangelischen Theologen zahlreicher und eifriger als bisher mit diesem hochinteressanten und durch eine schnell und reich entwickelte, dabei zur Zeit noch übersehbare Wissenschaft erschlossenen Gebiet befassen möchten.

Es ist an der Zeit, den beträchtlichen Vorsprung einzuholen, den uns die katholischen Theologen hierin abgewonnen haben. Von ihnen ist schon seit Jahrzehnten eine ganze Reihe tüchtiger Gelehrter nicht nur eifrig bei der Arbeit, sondern teilweise in die erste Reihe der anerkannten Forscher eingerückt. Insbesondere sind da, abgesehen von dem auf biologischem Gebiete tüchtig arbeitenden Jesuiten Wasmann, vor allem Ferdinand Birkner in München und Hugo Obermaier in Madrid zu nennen, Ersterer für die Anthropologie, Letzterer für die Prähistorie. Wenn die Deutsche Anthropologische Gesellschaft Birkner jetzt zu ihrem Vorsitzenden gewählt hat und wenn Obermaier allgemein als der beste Kenner der Paläolithik gilt, so muß dies mit Respekt anerkannt werden. Hie und da kommt es vor, daß man diesen Gelehrten ihre wissenschaftliche Glaubwürdigkeit durch Betonung ihrer katholischen Gebundenheit herabsetzen will. So hat Otto Hauser wieder in einem seiner neuesten Bücher (Ins Paradies des Urmenschen) im Blick auf diese Forscher die ziemlich taktlose Äußerung getan von „Gelehrten, deren Lebensaufgabe darin liegt, die Wissenschaft vom Menschen zu verdunkeln". In roherer Redeweise noch ergeht sich H. Pohlig in

Bonn. Hauser ist ohne Zweifel ein verdienter Forscher, dessen Funden wir unvergleichlich viel verdanken, aber was seine Auffassungen und Hypothesen anlangt, so will mir scheinen, daß gerade bei den Vertretern der Fachwissenschaft ihnen recht wenig Vertrauen entgegengebracht wird; sonach dürfte er zur Zeit nicht das Recht haben, sich gegenüber anderen Gelehrten, deren wissenschaftliche Zuverlässigkeit und Sorgfalt allgemein viel höher eingeschätzt wird, allzusehr aufs hohe Pferd zu setzen. Jedenfalls haben wir evangelischen Theologen allen Grund, der Urmenschenforschung endlich ebenso intensiv unser Augenmerk zuzuwenden wie die katholischen.

1. Der geologische Rahmen

bleibt nach wie vor die Eiszeit (das Diluvium). Alle Versuche, für das vorausliegende Tertiär den Menschen kulturell oder somatisch nachzuweisen, sind bis jetzt gescheitert. An die Echtheit, d. h. den Artefaktcharakter der vielgenannten Eolithe („Steine der Morgenröte"), wie man die in tertiären Schichten Frankreichs, Belgiens und Englands gefundenen, noch roh zubehauenen, Feuersteine (Silex)-Werkzeuge nennt, hat man trotz eifriger Verteidigung besonders durch Max Verworn und durch den verstorbenen Hermann Klaatsch im allgemeinen das Zutrauen ganz verloren, besonders seitdem Paul Sarasin 1908 an Funden von der Riviera systematisch nachgewiesen hat, wie sehr die von der Meeresbrandung geschlagenen Stücke menschlichen Artefakten gleichen können und wie wenig danach Verlaß auf solche unklare Formen ist. Klaatschs Analogien aus Australien und Tasmanien haben allerdings erwiesen, daß die dort gebrauchten Silexwerkzeuge den Eolithen oft seltsam gleichen; aber eine höhere Sicherheit dafür, ob die Eolithe Natur- oder Kunstprodukte sind, ist auch so nicht zu erlangen. Infolgedessen werden die letzteren jetzt fast durchweg abgelehnt. O. Abel spricht von den „berüchtigten Eolithen" (in der Zeitschrift „Die Naturwissenschaften" 1922), und Eugen Bracht, der verstorbene Maler, der nebenbei ein vorzüglicher Prähistoriker war, äußerte mir gegenüber einmal, er beschäftige sich mit Studien über die „Psychologie des Eolithismus", d. h. der Sucht, tertinäre Eolithe zu finden.

Ebensowenig sind körperliche Reste des Menschen aus dem Tertiär nachzuweisen gewesen. Des Amerikaners Ameghino angebliche Funde am Monte Hermoso und an anderen Orten in Südamerika werden von der Fachwissenschaft fast durchweg abgelehnt. Ebenso begegnen M. Freudenbergs 1918 bei Antwerpen entdeckte menschliche Fußspuren in tertiären Geröllschichten allgemeinem Mißtrauen. E. Werth, dessen neuestes Werk „Der fossile Mensch" (Berlin 1922) die zur Zeit beste Zusammenfassung darstellt, erklärt rundweg: „Es muß ganz aussichtslos erscheinen, im Tertiär noch nach wirklichen Menschen zu suchen ... L'homme tertiaire n'existe pas."

Was den bekannten Pithekanthropus erectus betrifft, Eugene Dubois' Fund von 1891, der noch immer hie und da ohne allen Grund als „Affenmensch von Java" zitiert wird (in der Populärliteratur, nie aber in der Fachwissenschaft), so ist die anthropologische Forschung nach und nach zu dem ziemlich einhelligen Resultat gelangt: daß die Stücke (Schädelkalotte, Oberschenkel, zwei Zähne) trotz Abstandes der Fundorte von 15 Meter wohl zusammen gehören werden, daß sie aber einem besonders hochentwickelten Riesen-Eibbonaffen angehören. Daß die Fundschicht (in Trinil auf Java) nicht tertiär, sondern diluvial ist, dürften die Selenkaexpeditionen 1906/8 so gut wie endgültig bewiesen haben, wenn auch noch einzelne Geologen für Tertiär eintreten. Jedenfalls gilt der Pithekanthropus allgemein als aus der Stammreihe des Menschen ausgeschieden, und mit dem von Haeckel einst mit bekannter Emphase ausposaunten missing link (Zwischenglied zwischen Affe und Mensch) war es nichts.

Alle anderen Funde sind diluvial, davon unten. Auf das Rätsel der Eiszeit selbst und ihrer Ursachen, das heute rätselhafter ist denn je, sowie auf die Frage, ob die durch A. Penck aufgestellte und landläufig gewordene Einteilung des Diluviums in vier Eiszeiten (Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit) festzuhalten oder abzuändern ist (Norddeutschland hat nur drei sichere Eiszeiten), gehen wir hier nicht ein. Die Einordnung der paläolithischen (altsteinzeitlichen) Kulturen und Rassen in die einzelnen Perioden des Diluviums zeigt insofern zweierlei Verfahren, als die norddeutsche Schule der Forscher (Penck, Wiegers, Werth, Hauser) geneigt ist, bis in die zweite Eiszeit rückwärts zu gehen, während die französische Schule (Breuil, Commont, Boule, Obermaier, Martin, Birkner, R. R. Schmidt, Jacob) nicht über die zweite Zwischeneiszeit für die ältesten Funde hinausgeht.

2. Die Kulturfunde

Ist man jetzt auch in Deutschland geneigt, sich von dem französischen System loszumachen und die Stufenfolge der altsteinzeitlichen Kulturen nach deutschen Fundorten und Charakteren zu bezeichnen, so herrscht doch noch das französische, sogenannte Mortilletsche System mit den bekannten sechs Stufen: denen von Chelles, Acheul, Le Moustier (Monstérien) für die Altpaläolithik, denen von Aurignac, Solutré, Madeleine (Magdalénien) für die Jungpaläolithik. Die ersten drei umfassen die Kultur der Neandertal-Rasse, die anderen die der Aurignac- und Cro-Magnon-Rasse. Otto Hauser will nach dem Mousterien noch eine besondere Stufe von La Micoque einfügen, er glaubt dieses Micoquien in ganz Deutschland, insbesondere in Kösten bei Lichtenfels nachweisen zu können und spricht sogar von einer besonderen Micoque-Rasse des Menschen, die er in den beiden 1914 und 1917 entdeckten Unterkiefern von Ehringsdorf bei Weimar erkennen will. Aber soviel ich sehe, hat er in der Fachwissenschaft bis jetzt keinen Anklang gefunden. La Micoque gilt allgemein nur als eine örtliche Fazies des Mousterien, und von der Micoquien-Rasse spricht außer Hauser selbst wohl Niemand.

Das aber ist ein Verdienst Hausers, daß er, 1914 als Deutschenfreund von seinem französischen Forschungsfeld in der Dordogne (Les Eyzies im Tale der Vezere) vertrieben, mit seinem geschulten Blick Deutschland systematisch durchforscht und die immer reichhaltiger gewordenen deutschen Silexfunde eingeordnet hat. Es gibt jetzt eine solche Fülle deutscher und österreichischer Funde, vom Wildkirchli am Säntis bis nach Krapina in Kroatien, daß Frankreich eigentlich überholt ist. Allerdings die schöne Klarheit und die typische Eleganz der französischen Feuersteinartefakte, insbesondere der wundervollen Solutrespitzen in Lorbeerblattform, wird nirgends erreicht. Dagegen sind jene Acheulkeile, deren edle Ovalform geradezu einen künstlerischen Genuß bereitet und jedenfalls von einem hohen Sinn des Neandertalmenschen für Formschönheit Zeugnis ablegt, fast überall entdeckt worden, am schönsten in Achenheim und einmal in Markkleeberg. Dieser letztere Fundort, mehrere Kiesgruben bei Leipzig umfassend, hat im letzten Jahrzehnt viel von sich reden gemacht und das sonst neolithisch so reiche Sachsen nunmehr auch in die Paläolithik einrücken lassen. Reich aufgeschlossen sind nun auch die ägyptischen und vorderasiatischen Fundstätten, vor allem die ergiebigen Höhlen bei Beirut und in Nordgaliäa sowie die Gefilde um Jerusalem. Die Ebene Rephaim südlich von Jerusalem ist reich an Mousterienkultur-Funden, wofür Paul Karge in seinem Buche „Rephaim" viele Belege bringt. Auch die Sinaihalbinsel hat interessante Ergebnisse gebracht. Die ganze paläolithische Kultur von Palästina deutet auf eine Zeit von etwa 10 bis 15 000 Jahren v. Chr. und auf eine vorsemitische Urbevölkerung. Da die europäischen Kulturen noch älter und doch gleichartig sind, so scheint auch hier ein neuer Beweis für die jetzt immer energischer auftretende Behauptung vorzulie-

gen, daß die Urheimat der Kultur nicht Asien ist, sondern der Norden von Europa *).

Immer überraschender sind die Ergebnisse der Forschung geworden für die geistige Kultur des Urmenschen, besonders des Jungpaläolithikers, des Aurignac- und Cro-Magnon-Menschen oder, wie man sie auch nennt,, „Lößmenschen" (nach dem Löß, den in der Eiszeit zusammengewehten Lehm- und Sandschichten unserer Fruchtländer) und „Renntierjägers". Die weltberühmt gewordene Höhlenzeichenkunst des Magdalenienmenschen (Cro-Magnon-Rasse) ist einfach bewundernswert. Als die ersten Zeichnungen 1879 in Altamira entdeckt wurden, hat Niemand die Echtheit glauben wollen. Der Pariser Anthropologenkongreß 1882 hat die Entdecker so mit Spott überschüttet, daß sie nichts mehr zu sagen wagten. Man erklärte die ganze Sache für eine Falle, die von den spanischen Klerikern den leichtgläubigen französischen Prähistorikern gelegt worden seien. Besonders tat sich Emile Cartailhac in Toulouse hervor. Aber von 1895 ab folgte eine Neuentdeckung nach der anderen. Daraufhin reiste Cartailhac selbst nach Spanien, untersuchte Altamira, stellte die diluviale Echtheit zweifellos fest und und gab 1903 eine Schrift über die Höhlenbilder heraus mit dem ihn ehrenden Untertitel: Mea culpa d'un sceptique**). Cartailhac ist jetzt der beste Kenner der französischen Höhlen. Es sind bereits an die 40 Höhlen in Frankreich und Spanien durchforscht; Leo Frobenius hat mit Obermaier zusammen die Forschungsergebnisse herausgegeben und dazu die vielfach verwandten aus nordafrikanischen Höhlen. Afrika ist ja bekanntlich noch im Diluvium mit Spanien durch eine Landbrücke verbunden gewesen.

Diese zeichnerisch wie geistig hochstehende Höhlenkunst — Tiere der Eiszeit darstellend, Mammut, Riesenhirsch, Wildpferd, Höhlenbär, vor allem die berühmten Bisons, selten Menschen — hat die interessantesten Probleme aufgerollt. Einmal wegen ihrer überraschenden Höhe. Jede neuere Kunstgeschichte nimmt nicht bloß Notiz von ihnen, sondern sieht sich gezwungen festzustellen, daß die menschliche Kunst nicht mit kindlich primitiven Anfängen einsetzt, sondern sofort mit einem Höhepunkt. Rätselhaft! „Die ungeahnten Malereien des Quartärs (= Diluviums), sagt Cartailhac, sind in jeder Hinsicht großartig und übertreffen jede ethnographische Parallele. Mögen jene Urvölker uns zeitlich noch so ferne stehen, wir fühlen uns ihnen so nahe gerückt und eng verwandt im gleichen Kult der Kunst und des Schönen — wir brauchen nicht zu erröten, sie unsere Ahnen zu nennen." Noch seltsamer aber ist das Andere: daß diese Kunst die bisherigen Begriffe auf den Kopf stellt. Primitiv zeichnen, kindlich zeichnen, das hieß bisher immer: stilisierend und schematisch zeichnen, nicht naturgetreu, sondern nach einer Vorstellung, einem Erinnerungsbild, einer Idee. Wenn das Kind ein Haus zeichnen soll, wird es niemals darauf kommen, sich vor ein wirkliches Haus zu stellen und es nachzuzeichnen, es wirft vielmehr sein Vorstellungsbild „Haus" mit schematischen Linien aufs Papier. Und ebenso alle heutigen primitiven Völker (mit Ausnahme der Buschmänner, die mehr naturalistisch zeichnen). Naturalistische Kunst bedeutet eine reifere Stufe. Jene Höhlenkunst aber ist nicht stilisierend und abstrahierend, sondern naturgetreu und konkret; wie Verworn sagt. nicht ideoplastisch, sondern physioplastisch. Die stilisierende Kunst setzt erst nach der Eiszeit ein. Über dieses Rätsel kommt, da alle, auch nur die geringsten Vorstadien fehlen, die Forschung bis jetzt noch nicht hinweg. Man sieht sich geradezu genötigt, von einer besonderen „ursprünalichen Frische des Geistes" zu reden (Moritz Hoernes). Über alles dies geben die Werke von Herbert Kühn (Die Malerei der Eiszeit), R. R. Schmidt Stuttgart 1923) und M. Verworn (Ideoplastische Kunst, (Eiszeitkunst), Paulike (Steinzeit, Kunst und moderne Kunst, Stuttgart 1923) und M. Verworn (Ideoplastische Kunst, Jena 1914) guten Aufschluß. Man findet bei den beiden erstgenannten vorzügliche Abbildungen, bei Schmidt auch von den Skulpturen, die noch wesentlich älter sind und bis ins Aurignacien hinaufragen; auch sie beweisen eine ganz erstaunliche Höhe des Kunstempfindens, besonders die Funde in Brassempuy (Frauenköpfchen und Pferdeköpfchen).

Diese Kunst wirft auf das Geistesleben jener ältesten Menschen ein scharfes Licht. Immerhin kann es sich natürlich bei Menschen der jungpaläolithischen Zeit nicht um Anfänge des Menschengeschlechts handeln. Aber auch der viel ältere Neandertaler scheint kulturell ein viel höher stehendes Wesen gewesen zu sein, als man, im darwinistischen Schema befangen, früher gern annahm. Wenn das von Hauser 1908 aufgefundene, in Berlin aufbewahrte Skelett des Jünglings von Le Moustier (homo Mousteriensis) regelrecht und liebevoll bestattet gewesen ist, und wenn sich dieselbe Pietät auch bei anderen Funden gezeigt hat, so kann das innere Leben jener Menschen nicht niedrig gewesen sein. Und aus zum Teil recht schönen Mitgaben ins Grab wird vielfach geschlossen, daß der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode vorhanden gewesen sei. Auf die vielen Vermutungen über Spuren von Zauberei, Dämonie, Religiosität lasse ich mich nicht gern ein, da ich darin nicht bloß skeptisch veranlagt bin und von meiner Abneigung, vom gesicherten Boden der Tatsachen auf den schwankenden der Vermutungen zu treten, nicht loskommen kann, sondern noch viel mehr deshalb, weil mir bei vielen Forschern ein schwerer Grundfehler immer wieder begegnet: man zieht Parallelen von den rezenten (heutigen) Naturvölkern aus, behauptet Frischweg, daß dieselben Linien für die Urmenschen gelten müßten, überträgt kurzerhand das bekannte Schema von Wundt (Animismus — Dämonie und Zauberglaube — Götterglaube) auf die Urzeit, und hat doch dafür nicht die mindesten Beweise. Ich begreife diese Naivität der Beweisführung schlechterdings nicht. Mir scheinen eher die Linien für die Urzeit umgekehrt zu zeichnen zu sein. Jedenfalls ist es ganz unmöglich, die heutigen Naturvölker als primitive Völker anzusehen, darüber sollte man sich doch einig sein *).

Meißen Arthur Neuberg

*) Unter den neueren Geschichten Israels geht am meisten die von G. Hoelscher (Geschichte der israelitischen und jüdischen Religion, Gießen 1922) auf die Vorgeschichte ein.

**) Neubekenntnis eines Zweiflers.

*) Diesen Fehler begeht weit am schlimmsten das oben zitierte Buch von Hoelscher.

Sabang

Reisebriefe aus dem Fernen Osten 3

An Bord der „Coblenz" im südchinesischen Meer am 27. März 1924.

Viele haben sicherlich den Namen Sabang noch niemals gehört. Der Nordwestspitze Sumatras ist diese auch den Holländern gehörende Insel vorgelagert. Für die Schiffahrt ist sie seit lange schon eine wichtige Kohlenstation. Hier haben wir einen eindrucksvollen, langen Tag verbracht. Wir waren wahrlich durch Ceylons Palmen-Paradies verwöhnt. Und doch ist in Sabang das tropische Leben noch reicher als dort. Dort erschien es in verschwenderischer, üppiger, aber doch freundlicher Schönheit, hier überschlug es sich zu drückendem, glühendem, fast verzehrendem Übermaß und zu beklemmender, rein naturhafter Wildheit.

Als wir im Morgengrauen des 22. März gegen 5½ Uhr an Deck kamen, lag unser Schiff vor einer engen Hafeneinfahrt vor Anker. Grüne Berge, deren Wald überall bis ans Wasser reicht, ragten rechts und links düster empor; wie verschlafen blinzelten die Blinkfeuer; mit dem Tage kommt für sie ja die Nacht.

Der Lotse kommt, und langsam gleiten wir in das runde Becken hinein, das einen prachtvollen Naturhafen

bildet. Schöner kann sonstwo kaum ein Schiff sich ausruhen von langer Reise als hier in der grünumkränzten Bucht am Sabang. Von unserer Liegestelle aus am Hafenquai sieht man nirgends das Meer, man ist hier wie verzaubert im Palmengrün und duftendem Blütenrausch des reichen Lebens, das so allbeherrschend ist, daß es nur hie und da weiße Wände von Villen und graue Palmblattdächer von Malaienhütten sehen läßt. Ja selbst über die langen flachen Kohlenschuppen neigen Palmen, Brotfruchtbäume und riesige Gruppen wuchernden Grüns ihre Wedelkronen und Blätterbüschel, als wollten sie alles, was Menschen hier geschaffen haben, wieder aufsaugen, erdrücken und vernichten.

Schwer genug ist es hier, sich herrschend durchzusetzen gegen die Natur. Als wir um 7 Uhr früh an Land gehen, zeigt das Thermometer im Schatten schon 36 Grad. Und man darf nie vergessen: das ist hier die erträglichste Zeit. Es sind aber nicht nur die hohen Wärmegrade, die ermattend wirken. Ringsum die Höhen halten den Lufthauch ab, eine schwere feuchte Schwüle treibt den Schweiß aus allen Poren schon beim stillen Sitzen und Stehen. Wie soll der Nordländer hier ernste, zähe, nimmermüde Arbeit tun?

Aus dieser brütenden Stille wollen wir hinaus, hinauf zu den Höhen, wo sicher erfrischende Kühle herrscht. Ach, was war das für ein Irrtum! Es war ja — sah man von der Hitze ab — wundervoll zu wandern durch diese unbeschreibliche Herrlichkeit. Falter und Schmetterlinge in Scharen spielen vor uns in der Luft und entfalten blitzend ihre leuchtenden Flügel. Vögel mit buntem Gefieder, als hätte ein Maler aus tausend Farbentöpfen hie und da ein wenig hingespritzt, singen und schlagen, aller Glut zum Trotz, im Gezweig der Bäume. In einem Teich am Hang läßt ein Kuhfrosch sein dumpfes Brüllen hören. Unbegreiflich geformte, oft wie verzerrt gebildete Blumen und Blüten in lustigsten Farben überwuchern den Weg und durchleuchten das Grün: und glitzernd glüht über Allem die strahlende Sonnenluft unter dem fahlblauen Himmel.

Zuerst ist hier der Mensch noch Herr. Bananenhaine mit ihren mächtigen Blattfächern, Kokuswälder mit Tausenden von himmelragenden Säulen, Pfefferpflanzungen, Tapioka, Mango, Papayas. Alles trägt hier die reichste Ernte, Lohn der heißen Mühe. Der Mensch muß hier eher dem Wachstum wehren anstatt es zu fördern. Es ist ein schwerer Kampf gegen das ungute Leben, das in Schlingpflanzen und frechem Unkraut, Wurzelschößlingen und wehendem Samen immer wieder das gezähmte Leben mit Verwilderung und alle Arbeitswirkung mit Untergang bedroht.

Als wollte die Natur auch uns ihre Überlegenheit und unsere Ohnmacht beweisen, ließ sie auch auf den Höhen, die wir wahrhaftig mit schweren Mühen erstiegen, kein Lüftchen uns abkühlen. Auf dem schattenlosen Weg unter der senkrechten Sonne gab es keine Erquickung. Und plötzlich, wie es nur hier im Süden geschehen kann, kamen rasend schnell düstere Wolken hoch und gossen Sturzbäche warmen Wassers auf uns nieder. In unsern weißen Anzügen waren wir bald wie gebadet, nur Kopf und Nacken hatten Deckung durch den Tropenhelm. Unser Schutzsuchen unter dem Laub der dichten Bäume nützte uns gar nichts, schließlich gingen wir, total durchnäßt, ruhig weiter. Da kam uns Hilfe durch eine winzige Malaienhütte, etwa drei Meter breit und fünf Meter lang, mit Palmblattdach und Palmgeflecht als Regenwand, nach drei Seiten einfach offen.

Gern gingen wir dort nicht hinein. Ein alter brauner Mann mit Lendenschurz sortierte knieend Erdnüsse, ein junger Mann stand müßig dabei, eine unglaublich häßliche alte Frau, den Mund voll von der rotsaftigen Kaumasse aus Kalk und Arekanuß, in einen schmutzigen Umhang gehüllt, wartete, gleichfalls zuschauend, ein zweijähriges Mädchen. Ohne Scheu vor uns suchte sie sich selbst und dem Kind das Ungeziefer ab. Schön war es hier nicht. Aber ein Geldstück und eine Orange, dem Kinde gereicht, ließen die Mutter lächeln, und schufen uns eine freundliche Stimmung. Vor allem aber, hier war doch ein trockener Ort inmitten der strömenden Sintflut, wenn ja auch an uns nichts mehr zu verderben war.

Kühlung brachte dieser Regen nicht, die Luft wurde nur noch schwerer, die Sonne noch stechender. Und das Gehen ward zur harten Mühsal durch den fürchterlichen Schmutz. Das Wasser stand in tiefen Pfützen, Rinnsale schossen aus dem Gebüsch. Der weiche Boden quoll in dicken Wulsten an unserm leichten Schuhwerk hoch, und machte die Beine eisenschwer.

Wir ließen uns aber durch nichts beirren: denn nun kam das Schönste, der Lohn unserer Mühe: hier hörte alle Menschenherrschaft auf, *wir waren mitten im Urwald*.

Eine breite Landstraße hat der Mensch ihm abgetrotzt, und die Malaien haben sich mit Haumessern und Beilen einige enge Seitenpfade hindurchgeschlagen. Aber rechts und links von diesen Wegen ist undurchdringlicher, wilder Wald. Wir haben es an vielen Stellen versucht, haben Schlingpflanzen zerschnitten, haben Gebüsch auseinandergerissen und Zweige abgebrochen, um ein wenig nur hineinzukommen in diesen Fabelbereich der völlig unberührten Natur: es war alles vergeblich. Es war eben nicht nur ein dichter Vorhang vor einem dahinter dann gangbaren Waldbestand, sondern es war durch und durch nach allen Seiten ein festes, tausendfach ineinander verwobenes und verstricktes zähes Ineinander von Wurzeln, Ästen, Stämmen, Lianen, Stengeln und Blättern, durch die es ohne Beil und gröbste Arbeit auch keinen einzigen Schritt in den Waldbereich einzudringen möglich war. Selbst die mühselig gehauenen Pfade waren stellenweise schon wieder völlig zum Dickicht geworden, bald trugen unsere Hände viele blutige Risse und heftiges Brennen, und Rotwerden der geritzten Haut bewies uns, wie alt, tief und echt die Feindschaft ist zwischen Mensch und Natur.

Nun standen wir hier, dicht überschattet von kolossalen Baumriesen still und stumm, so klein und hilflos: die Hände blutig, die Kleider durchnäßt und total verschmutzt, erschöpft durch das erschlaffende Wandern: da lachte plötzlich der Urwald, lachte aus vielen Kehlen hell und höhnisch, lachte über die klägliche Ohnmacht, der wir hier verfallen waren, wir Vertreter der „Herren der Natur"! Schon sprang es auch von Wipfel zu Wipfel, schwang sich kühn von Ast zu Ast, ein ganzes Volk der Urwaldbewohner: große, braune Affen. Wie Lachen klang wirklich ihr Gebell; sie stutzten, als sie uns sahen; die meisten versteckten sich und eilten fort, nur ein alter griesgrämig aussehender Großvater hielt, uns feindselig musternd, die Wacht, bis alle in Sicherheit waren, dann kletterte auch er langsam und würdevoll davon.

Las man früher Ähnliches in Schilderungen berühmter Forscher, so hielt man es wohl für Übertreibung; hier sahen wir das nun mit eigenen Augen, dies erstaunlich Großartig-Übermenschliche: Urwald, vor dem der Mensch machtlos steht wie ein Kind, Urwald, in dem seit Jahrmillionen nur die Natur geherrscht, den noch nie ein Menschenfuß betrat, urwüchsigstes Leben von Bäumen und Pflanzen und mannigfaltigstem Getier. Es ist fast, als liege eine heilige Weihe darüber und ein Gefühl wie Andacht ließ uns lange verstummen und nur hineinlauschen in das Lachen und Zwitschern und Jubilieren, das dann zeitweise wieder langer, lautloser Stille wich.

Der Rückweg brachte uns, noch auf der Höhe, aber schon im Menschenbereich, an eine Lichtung, von der aus sich ein schöner überraschender Rundblick bot. Zu unsern Füßen lag ein waldumsäumter Bergsee, dessen blaues, stilles Wasser sich fein abhob vom Palmen- und Blättergrün rings umher. Ihm scheinbar ganz nah und doch viel tiefer lag

vor uns das Hafenbassin, winzig klein erschien von hier aus unser großes Schiff und von fernher grüßte das tiefblaue riesige Meer, Wasser und Wasser, schier ohne Ende.

Der Abstieg war nicht weniger mühevoll als der Weg hinauf. Der Boden war weich und zum Mittag hin ward die Hitze noch gesteigert. Wie waren wir froh, als das erste Leben erschien unten aus der kleinen Stadt, gravitätische Büffel, sehr langsam zweirädrige Karren ziehend, lässig sie lenkende Malaien, flinke, Körbe schleppende Chinesen, bellende Hunde und einige Rikschas, diese Droschken, von Menschen keuchend gezogen. Die ersten Behausungen, die wir trafen, boten ein furchtbares Bild. Es ist ein malaiisches Fischerdorf, am Hafenstrand gelegen. Die elenden Pfahlbauten, nur einen halben Meter etwa über der Erde den Fußboden, sind höchstens drei zu vier Meter groß und so niedrig, daß man in ihnen nicht stehen kann. Darin liegen und hocken fast nackt und verwildert ganz eng Mensch an Mensch, alt und jung. Die Holzdiele ist zugleich das Bett, drei Steine draußen der Herd. Ein kaum erträglicher Gestank verpestet die Luft: daß so hier Menschen, viele, viele Menschen wohnen müssen, inmitten all des Reichtums dieser Zauberinsel, das bewegt uns das Herz auf das Tiefste.

Es sind wohl die Ärmsten der Armen. Sind sie durch Unglück so gesunken? Oder durch die Glut erschlafft, faul geworden und somit durch eigene Schuld herabgekommen? Es gibt doch hier bessere Möglichkeiten, auch für die Farbigen. Das zeigt uns der Gang durch die kleine, aber regsame schmucke Hafenstadt. Es ist eigentlich nur eine einzige, unfern des Hafens sich lang hinziehende, baumüberschattete Straße, und darüber, am höheren Hügelrand die hübschen Villen der wenigen Europäer. Aber auch die Häuser unten in der Stadt sind sauber gehalten, luftig und stattlich. Und reges Leben herrscht hier in den offenen Hallen der Kaufläden und Restaurants, in denen man reizvolle Bilder sieht.

Die braunen Malaien, fast schwarze Tamulen und Hindu, in farbenfrohen, langen Gewändern, hellere Mohammedaner, wohl indisch-arabische, bilden eine starke Minorität. Herrschend sind hier schon, auf unserer Reise zum erstenmal uns so begegnend, die Chinesen. Aus einer geräumigen, schmucken Chinesenschule tönt lautes Nachsprechen der Kinder, die lustig lachen, als wir herantreten und in den offenen Klassenhallen stehend dem Unterricht zuhören. Die Lehrer gaben uns mit höflicher Verbeugung dazu die Erlaubnis. Daneben steht ein chinesischer kleiner Tempel. Bis auf die Straße leuchten aus der dunklen Altarnische die roten, goldgeschmückten Kleider des Götterpaares, das dort in einem Schreine thront, und vor dem rote, prunkende Kerzen brennen, Weihrauchstäbchen glimmend Duft verbreiten und Blumen und Schälchen mit Tee beweisen, daß hier auch wirklich angebetet wird. Augenblicklich freilich wurden die hölzernen Ruhebetten, die Kangs, in der Vorhalle nur von müssigen Chinesen benutzt zum Nachmittagsschlaf.

Noch gehen hier wohl sozial die Grenzen zwischen der dunkelfarbigen Bevölkerung und den Chinesen bunt durcheinander. Man sieht manchen wohlhabenden Malaien in der Rikscha sitzend, von einem Chinesen gezogen, aber auch reiche Chinesen, vor deren Wägelchen Malaien laufen. Auf die Dauer aber werden wohl die Chinesen obsiegen, hier, wie im ganzen Bereich des hinterindischen Ostens. Alle Kohlenarbeiter auf Sabang sind Chinesen. Die chinesischen Kaufleute und Wirte sind viel aufmerksamer als die braunen. „Wir können ohne die chinesischen Kaufleute und Arbeiter schon gar nicht mehr leben", sagte mir ein Holländer, der seit langen Jahren auf Sumatra wohnt. Alle Arbeitgeber hier klagen über die Lässigkeit und Trägheit der Malaien, der Batak und anderer Braunen, und Alle loben den Fleiß und die Zuverlässigkeit der Chinesen. Sie sind ja ein erstaunliches Volk. Von ihrem großen Lande aus dringen sie, nur durch friedliche Arbeit, unaufhaltsam nach allen Seiten vor: bis Irkutsk und New-York, bis Ceylon und Port Said gehen ihre Siedlungen. Jedem Klima sind sie gewachsen, ja bis Bremen bringt jedes Schiff die chinesischen Wäscher mit, die auch hier, still und bescheiden auf der „Coblenz" für uns ihre tadellose Arbeit tun. So grüßt uns hier in Sabang bereits ein echtes Stück China: die kleinen Kinder auf dem Rücken ihrer größeren Geschwister, Garküchen, die auf der Straße die starkriechenden Fischspeisen, Bohnenkuchen, Reis, ja sogar die berühmten sogenannten „faulen" Eier darbieten, ich bekomme sogar bis Belawan für eine Nacht einen reichen chinesischen Tabakhändler aus Penang als Schlafgenossen in meine Kabine.

Nachdem wir uns auf der „Coblenz" umgezogen, gewaschen und erfrischt hatten, eilten wir von dem durch das Kohlennehmen verschmutzten, noch ungesäuberten Schiff wieder an Land. Freilich waren wir von unserer langen Urwaldwanderung reichlich müde. Aber am Hügel oben, unter den Europäervillen, liegt ein schönes Hotel. Dort ruhten wir auf Liegestühlen aus, tranken, gerade wegen der Hitze, warmen Tee und freuten uns des schönen Blickes, den man auch hier über den Hafen, das Waldesgrün der Ufer und das Meer erquickend genießen kann. Das war zum Abschluß eine feine Mußestunde. Aber als der Abschied nahte, gingen wir alle gern wieder an Bord. Denn hier bleiben, dauernd leben, nein, das wäre die Hölle. Wir müssen ja auch weiter, immer weiter, zum Ziel.

Langsam und vorsichtig findet unser Kapitän den engen Weg aus dem grünen Hafen ins freie Meer, noch gerade vor Nacht. Wieder blinken, neu erwachend für ihren Arbeitstag, die Leuchtfeuer für unsere Nacht. Wohl ist es auch auf dem Wasser heiß genug. Aber das Schiff gibt uns fächelnden Luftzug durch flotte Fahrt. So kann man leidlich ausruhen von dem reichen, heißen Tage in Sabang.

Johannes Witte

Gefährten auf dem Ozean

An Bord des Lloyddampfers „Bremen" den 10. Februar 1924.

Wieder unterwegs nach Amerika! Im Sommer 1921 riefen mich Einladungen der deutschen Vereine in Südamerika und Mexiko zum erstenmal nach dem Kriege wieder auf die andere Seite des Ozeans. Mein Rückweg führte mich über die Vereinigten Staaten, und dort ergaben sich Anknüpfungen für einen zweiten Besuch, der vom Dezember 1922 bis zum Sommer 1923 dauerte, mit dem Zweck, an der Kinderhilfe für Deutschland mitzuarbeiten. Bei einem Vortrage in Cincinnati sprach ich von der Notlage unserer Studenten und illustrierte sie durch einige Beispiele. Ein Amerikaner deutscher Herkunft, Herr Charles Lange, stellte darauf die Mittel zur Verfügung, ein Buch in englischer Sprache herzustellen, in dem deutsche Werkstudenten und Professoren und auch einige englische und amerikanische Freunde der deutschen Studentenhilfe unser Werkstudententum schildern und zeigen, wo und wie diese Selbsthilfe durch Hilfe von außen noch ergänzt werden muß. Dies Buch The German Work-Student, das durch die erfahrene Hand von Karl Robert Langewiesche auch äußerlich eine eindrucksvolle Gestalt gewonnen hat, bringe ich jetzt nach Amerika hinüber.

Mit dem Dampfer „Bremen" des Norddeutschen Lloyd sind es zehn Tage von der Wesermündung bis nach New York — wenn Wind und Wellen mit diesem Zeitmaß einverstanden sind. Es scheint, sie sind es diesmal wenig. Erst hatten wir ein paar wundervolle Tage, man fühlte sich überhaupt kaum auf einem Schiff, so ruhig war das Meer. Seit vorgestern ist es anders geworden: starker Wind mit Regen, dazwischen sogar Gewitter, und eine mächtige See steht gegen uns an, so daß die „Bremen" statt 15 Seemeilen die Stunde nur 12 macht, und offenbar wollen es noch weniger werden. Der Anblick der auf- und

niedersteigenden, weiß schäumend sich überschlagenden Wasserberge ist wundervoll — aber wäre die „Bremen" nicht ein ebenso wundervoll gebautes Schiff, so würden von den 250 Passagieren nicht viele imstande sein, das Schauspiel zu genießen. Wenn ich alle Reisen zusammenzähle, die ich in den letzten zwanzig Jahren nach Afrika, Asien und Amerika gemacht habe, so kommt reichlich ein Jahr „schwimmenden" Lebens dabei heraus, meist auf deutschen Dampfern, aber auch auf Engländern, Franzosen, Holländern, Italienern, Ägyptern, Portugiesen, Griechen, Chilenen, Brasilianern, Japanern. Vergleiche ich das alles, so ist der Eindruck, ganz abgesehen vom Moment der natürlichen nationalen Bevorzugung, dieser: Es gibt nichts, was an unsere deutschen Schiffe heranreicht, auch jetzt wieder nach dem Kriege.

Aber ich will nicht von den Schiffen und von der Gesellschaft darauf sprechen, sondern von den Gefährten, die ich selber für mich auf den Ozean mitgenommen habe. Es sind Bücher, und ich will gleich mit dem allerneuesten anfangen, das kaum die Druckpresse verlassen hat und das ich gestern zu lesen beendete: den ersten Band von Delbrücks Weltgeschichte. Ich kann mir „gelehrtere" Geschichtswerke vorstellen, aber keins, das dem nicht fachwissenschaftlich geschulten, gebildeten Leser soviel Neues in der Kritik und Erklärung all des alten, von der Schule her uns erinnerlichen Materials zeigt: Griechen und Perser, Marathon und die Alexanderzüge, Patrizier und Plebejer in Rom, die punischen Kriege, der Kaiser Diokletian und die Abwandelung von der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft am Ende der Kaiserzeit, von der die Auflösung des römischen Militärwesens und das Ende der antiken Kulturepoche gekommen sind. Delbrück schreibt mit 75 Jahren so lebensvoll wie Andere nicht mit 30. Den alten Orient behandelt er nur ganz abgekürzt; die Darstellung strebt zu den Griechen und Römern. Sie hält sich auch da nirgends mit Nebendingen auf, sondern gibt die Zusammenhänge und Höhepunkte; so hell beleuchtet, als ob die Zeiten vor uns lebten. Es sind Vorlesungen, die Delbrück über Weltgeschichte gehalten hat, und hier und da ist der besonders geformte Ton des Kollegs zu spüren, auch in der Art der Polemik, mitunter recht scharfer, mit den Fachgenossen. Dem Ganzen tut das keinen Abbruch. Ich habe vor 35 Jahren Geschichte studiert und keine schlechte Unterweisung gehabt. Die Erfahrung, daß die historische Weltanschauung die tiefste ist, die es gibt, und historische Bildung die vornehmste, die der menschliche Geist zu erringen fähig ist, danke ich meinem alten Lehrer Richard Hausmann in Dorpat. Was aber in einem Menschenalter die Forschung aus der „Weltgeschichte", so wie sie um die Wende von den achtziger zu den neunziger Jahren aussah, gemacht hat, das spürt man, wenn man Delbrücks Darstellung im Zusammenhange liest. Wenn ich Etwas bedauere, so ist es darum die fragmentarische Kürze, mit der die Geschichte des alten Orients behandelt ist. Von ihr hätte ein größerer, ein mächtigerer Eindruck gegeben werden können. Delbrück deutet an, daß er in einer bloßen „Vorlesung" bewußt darauf verzichte. Ich finde das schade.

Gehört Delbrück zu den großen Historikern? Ich sage Ja, und ich begründe das damit, daß seit Ranke Niemand die geschichtliche Wissenschaft so bereichert hat wie er. Delbrück hat etwas praktisch Neues in die geschichtliche Forschung hineingebracht, was vor ihm in seiner Wichtigkeit nicht grundsätzlich erkannt, sondern höchstens beiläufig berücksichtigt worden war. Es klingt einfach und ist doch entscheidend: die „Technik der Dinge!" Mit diesem Schlüssel ist Delbrück an alte und neue geschichtliche Berichte herangetreten, und mit ihm hat er soviele Riegel gehoben, daß wir seit seiner Forschung (er ist hauptsächlich vom militärischen ausgegangen) die Perserkriege, die Wandlung Roms von der Republik zur Monarchie, den Untergang des römischen Reiches und der antiken Kultur, die Völkerwanderung und noch manches Andere in einem neuen, viel deutlicheren und lebendigeren Lichte sehen als vorher. Darum haben wir ihn ohne Frage unter die Zahl der großen Meister zu rechnen.

*

Nach dem Werk des Forschers nenne ich das eines Autors, der in der Geschichtswissenschaft Dilettant ist, der mit der strengen historischen Methode und Kritik nicht viel im Sinn hat, aber doch über eine so gute Begabung und über einen so eigentümlichen, wenn auch ungeschulten Instinkt in der Auswahl von geschichtlichen Bildern und Persönlichkeiten verfügt, daß es nicht möglich ist, an ihm vorbeizugehen. Das ist Walter Classen, Theologe und Sozialpädagoge, der Gründer des Hamburger „Volksheims". Seine Deutsche Geschichte erscheint in einzelnen Bändchen, von denen das letzte, das ich gelesen habe (ich kenne sie nicht alle) die Zeit vom Dreißigjährigen bis zum Siebenjährigen Kriege umfaßt. Classen hat manchmal wenig eigene Kritik gegenüber neuen, noch nicht fundierten Hypothesen, zum Beispiel auf dem Gebiet der germanischen Vor- und Urgeschichte, das jetzt ein besonders gefährlicher Tummelplatz der Geister ist. Er erzählt auch, wenn man will, zusammenhanglos, aber dieser Mangel, wenn es bei der von ihm gewählten Art der Darstellung überhaupt einer ist, tritt zurück hinter seiner Fähigkeit, durch das Herausgreifen einzelner Menschen und Begebenheiten, die typisch für ihre Zeit sind, die Zeiten selbst, die er behandelt, lebendig werden zu lassen: ein Beispiel dafür, daß auch Jemand, der Laie auf dem Gebiet der Geschichtschreibung ist, ein starkes historisches Talent bewähren kann. Bei Classen ist dies Talent so groß, daß es mir, der ich auch persönlich mit ihm befreundet bin, eine ehrliche Freude ist, sein Werk zu empfehlen.

*

Einmal im historischen Fahrwasser, will ich neben Classen gleich noch einen anderen Geist stellen, der auch nicht den Stempel der Schule und Zunft, sondern den des natürlichen Könnens trägt. Eigentlich sind es zwei Geister: Arthur und Beate Bonus mit ihrem Olafbuch. Als ich es las, mußte ich an Rankes Wort über den Roman „Quentin Durward" von Scott denken: dies sei die beste Schilderung der Zeit (Karls des Kühnen von Burgund), die je geschrieben worden sei. Bonus oder die Boni haben schon vor Jahren in den „Isländergeschichten" eine starke Fähigkeit gezeigt, die nordgermanische Welt in der Epoche bevor das Christentum herrschend wurde, darzustellen. Das Olafbuch erzählt von Olaf dem Breiten, König von Norwegen ums Jahr 1000, der sich taufen ließ und sein Land christlich machte. Es ist Dichtung auf geschichtlicher Grundlage; aber wenn man nicht nach der Chronologie der Dinge fragt und nach der „Genauigkeit" ihres Ablaufs, vielmehr nach der inneren Wahrheit, nach der Art der Menschen und danach, wie alles, was geschieht, aus dem Charakter der Epoche und des Volkstums hervorkommt, so ist das Olafbuch ein so meisterhaftes Stück Geschichte, wie nur je eins geschrieben wurde, und ein großes Kunstwerk; etwas was nur Jemand machen kann, den der Flügel des historischen Genius selber gestreift hat. Das bezieht sich sowohl auf den Stil als auch auf den Inhalt. Eine Fülle von Gestalten tritt auf, manche durch das ganze Buch hindurch, manche nur in kurzen Episoden, aber sie alle leben, mag es auch fast ein Jahrtausend her sein, daß ihre Urbilder in der Seeschlacht kämpften, über die Fjorde ruderten, auf dem Hochsitz in der Königshalle saßen, ratschlagten, zechten, oder ihre Eisen in des andern Mannes Brust versenkten. Vergangenes lebendig zu machen, so daß es wie Wirklichkeit uns ans Herz greift — was kann historische Dichtung Größeres erfüllen *)?

*

Delbrück spricht an einer Stelle in der Einleitung zur „Weltgeschichte" von den polarischen Gegensätzen, in denen

*) Vgl. 1922 Nr. 52, 1924 Nr. 11/13 D H

sich die Geschicke der Menschheit bewegen, und von den konstanten Grundlagen, mit denen die in steter Wechselwirkung stehen. Zu diesen zählt er, unter Anderem, auch die Rassenanlage. Sie zum gestaltenden Prinzip der Geschichte zu machen, lehnt er ebenso ab, wie den Marxistischen Gedanken, daß das wirtschaftliche Moment alle andern Faktoren des menschlichen Daseins beherrsche. Die Einschränkung ist für den historischen Geist selbstverständlich. Immerhin war ich lebhaft interessiert, als ich bei Delbrück auf den Satz von der Rassenanlage als einer der konstanten Grundlagen der Geschichte stieß, denn eben hatte ich zwei Bücher aus der Hand gelegt, die sich auf das Intensivste mit dem Problem der rassenhaften Veranlagung beschäftigen: Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes und das Buch des Amerikaners Stoddard The Revolt against Civilisation.

Günthers eben in 3. Auflage erschienenes Buch halte ich (ebenso wie das zweibändige, aber hier nicht zu besprechende Werk über Rasse und Vererbung von Baur-Fischer-Lenz) für eine der wichtigsten Erscheinungen der Gegenwart. Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, und ich bin auch viel zu wenig Fachmann, um bestätigend oder verneinend Stellung dazu zu nehmen, daß auf dem Gebiet der Rasseforschung und der Erblichkeitslehre die Sichtung des Materials schon abgeschlossen und die Grenze zwischen Bestimmtem, Zweifelhaftem und fragwürdigen Ergebnissen überall schon zu ziehen sei. Darauf aber kommt es hier nicht in erster Linie an. Die Hauptsache ist, daß das, was gesichert erscheint, bereits unermeßlich wichtig ist, und das, was wahrscheinlich gemacht ist, im höchsten Grade zum Nachdenken und Weitergraben anregt. Ich will von dem, was Günther vorträgt, nur zwei Tatsachengruppen herausheben. Er geht davon aus, daß die heutige Bevölkerung Europas im Wesentlichen aus vier, in die vorgeschichtliche Zeit zurückreichenden Rassen zusammengesetzt ist. Diese nennt er die nordische, die westische, die ostische und die dinarische. Statt der westischen war man bisher gewöhnt, die mediterrane zu sagen, und statt der ostischen die alpine, aber die Namen sind auch so begründet und handlich. Für Deutschland scheidet die mediterrane Rasse annähernd aus. Die nordische hat den höchsten Prozentsatz von Angehörigen in Nord- und Nordwestdeutschland, die dinarische in den Alpenländern und im vorgelagerten Gebiet, die ostische, die in prähistorischer Zeit am meisten im alpinen und zirkumalpinen Gebiet saß, ihre Ursprünge aber wahrscheinlich aus den Tiefen Asiens herleitet, sitzt in zahlreichen größeren und kleineren Nestern als Hauptbestandteil der Bevölkerung, sonst aber als mehr oder weniger starker Mischungsfaktor, durch ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus nach Westen und Osten, selbst bis nach England und Norwegen hin, verbreitet. Die Einzelheiten hierüber mögen bei Günther selbst studiert werden. Wichtig ist vor allen Dingen seine Definition des Rassenbegriffs und seine Feststellung, daß es reinrassige Völker kaum gibt, daß vielmehr die Mischung der Völker, das heißt der Sprach- und Kulturgemeinschaften, aus verschiedenartigen körperlich und geistig differierenden Rasseelementen, soweit sie nicht in einzelnen Fällen vor unsern Augen im Licht der Geschichte erfolgt ist, weit in die vorgeschichtliche Zeit zurückgeht. Schon die alten Germanen, ja das anzunehmende indogermanische Urvolk, waren gemischtrassig, wenngleich Günther ohne Frage Recht hat, wenn er die Germanen zur Zeit Cäsars oder Karl des Großen für viel stärker nordisch bestimmt ansieht, als die heutigen Deutschen.

Die heutigen Deutschen, sagt Günther, sind ein ganz anderes Volk als ihre Vorfahren vor tausend oder zweitausend Jahren, und zwar deshalb, weil erstens bei Rassenmischungen kein gleichförmiger Brei, kein Durchschnitt aus den mitwirkenden Bestandteilen herauskommt, im Menschenreich so wenig wie im Tier- und Pflanzenreich, vielmehr die Urtypen immer wieder herausschlagen, und weil zweitens die verschiedenen Elemente der Mischung sich verschieden schnell vermehren. Das Ergebnis ist, daß das nordische Element, das kühnste und tapferste, am meisten zur Führerschaft geeignete und den Gefahren des Führertums am meisten ausgesetzte, sich prozentual verringert, das ostische dagegen, das im Vergleich zum nordischen und auch zum dinarischen als minderwertig betrachtet werden muß, sich verstärkt hat. Günther scheidet in durchaus besonnener Weise das Moralische im landläufigen Sinn aus seiner Betrachtung aus. Er stellt aber, und das mit Recht, den für die menschliche und für die nationale Gemeinschaft wertvollen Typen weniger wertvolle und geringwertige, unedlere mit einem Wort, gegenüber. Nicht nur die körperlichen, auch die seelischen Eigenschaften sind Erbgut, sagt er, und dieser Satz ist einer von den ganz fundamentalen in dem Werk. Wenn die geschichtlichen Umstände und die sozialen Verhältnisse dahin zielen, den wertvollen Typ auszumerzen, den minderwertigen sich vermehren zu lassen, so geht das Volkstum zu Grunde. Auf diese Weise, durch das allmähliche Verschwinden des indogermanisch-nordischen, ursprünglich erobernden Elementes im alten Griechenland und Rom, und durch die Vermehrung der weniger flüchtigen, ursprünglich unterworfenen Bestandteile im griechischen und römischen Volkstum, sind Griechenland und Rom zu Grunde gegangen. So, nicht nach der Spenglerschen Hypothese von den organisch aufeinander folgenden Entwicklungsaltern jeder Kultur, ist der Untergang der Alten Welt zu erklären und, füge ich im Sinne Günthers hinzu, könnte vielleicht auch einmal der Untergang des Abendlandes zu erklären sein.

Man sieht, was das für weittragende Gedanken sind (weittragend auch für das Christentum und die Humanitätsidee!), und wie notwendig es ist, ihnen nachzugehen und sie mit allen zugänglichen Mitteln zu prüfen. Zu dem Erschütterndsten, was bei Günther zu lesen steht, gehört der Nachweis, daß auch in Deutschland die gebildete Führerschicht des Volkes nicht mehr imstande ist, sich aus ihrem Nachwuchs zu erhalten, weil die Geburteneinschränkung hauptsächlich unter den Gebildeten stattfindet; daß es ein Irrtum ist, zu glauben, daß in der Unterschicht eine unbegrenzte oder genügend große Zahl zur Führung Begabter vorhanden sei; daß unsere Massenzunahme eine Zunahme des rassenhaft geringwertigeren Bestandteils im Volkskörper gewesen ist, und daß auf diese Weise das Schicksal nicht nur Deutschlands, sondern auch der übrigen europäischen Kulturvölker die Verpöbelung sein wird — wenn keine Mittel gefunden werden, die das hintanhalten. Dieselben Gedanken vertritt Stoddard für Amerika, mit Ausblicken auf Europa, speziell auf die Revolutionen und den Bolschewismus. Er prägt, als Gegenstück zu Nietzsches Übermenschen, das Wort vom Under Man, dem Untermenschen, von der aus der Tiefe heraufdrängenden, rassenhaft unterwertigen Masse, die die eigentliche Gefahr für alle menschliche Kultur bildet. Mit Büchern, wie Günther und Stoddard müssen sich die Historie, die Anthropologie, die Theologie ebenso auseinandersetzen wie die Demokratie!

Das Problem der Rasse (ich sage nicht „Rassenfrage", weil damit gleich die Fratze des vulgären Antisemitismus auftaucht) ist eins von denen, die im Laufe der menschlichen Geschichte wie über Nacht kommen und schnell ein zunehmendes, bald ein beherrschendes Interesse finden. Es ist falsch, wenn die Älteren unter uns, weil die Sache in dieser Form neu ist, sich nicht darin vertiefen wollen und mit der Begründung mangelnder „Wissenschaftlichkeit" die Beschäftigung damit ablehnen. Damit macht man die Frage nur zur Domäne des umherwildernden Dilettantismus und einer Agitation, die überhaupt nichts mehr von sachlichen Gesichtspunkten weiß.

Wie weite Kreise das Interesse zieht, sieht man auch in der Literatur. Ich denke dabei nicht an geschmacklose Brutalitäten, wie die „Sünde wider das Blut" und derglei-

chen Zeug, sondern an ein feines und kluges Buch des schwäbischen Arztes und Dichters Ludwig Finckh: Der Vogel Rock. Rock ist der Name eines Bauernjungen von der württembergischen Alp, der auf eine Pflanzung nach Columbien kommt, und andere Landsleute mit ihm. Einzelnes in dem Buch ist nicht ganz organisch, Einzelnes künstlerisch nicht recht bewältigt, wie die zu lang ausgedehnte Widerspiegelung aller Ereignisse des Weltkrieges bei den deutschen Ansiedlern in der Cordillere. Der Verfasser ist auch nicht kritisch genug gegen neuere, ganz dilettantische Ansätze über das Alter der Kultur in Nordeuropa, wovon er einiges in den „Vogel Rock" ebenso mit hinein verwebt wie in sein reizendes kleines Büchlein „Der Ahnenhorst". Diese Unausgeglichenheiten aber treffen nicht den Kern. Bei diesem handelt es sich um etwas Schönes und Großes: im Gewand einer Erzählung, die für den Gebildeten wie für das Volk geschrieben ist, das Gewissen zu schärfen für die Idee der rassenhaften Gesundheit, für das Nachdenken über ihre Pflege und die Flucht vor dem Minderwertigen. Der Vogel Rock ist ein Buch, das vor allen Dingen unsere jungen Leute lesen sollten, junge Männer und junge Mädchen, die einmal zum Heiraten kommen und für die es gut ist, vorher zu überlegen, was in der Geschlechtsfolge das körperliche und seelische Erbgut von den Vorfahren her bedeutet.

Paul Rohrbach

Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert

Von D. Paul Wernle. Tübingen. J. C. B. Mohr 1922. XXI, 684 und 320 S. gr. 8°.

Bei den zahlreichen Werken, mit denen der Baseler Kirchenhistoriker Wernle seit einem Menschenalter uns beschenkt hat, liegt es in der Natur der Sache, daß er Konkurrenten hat, Vorgänger und Nachfolger, gleichviel ob er über die Anfänge unsrer Religion handelt, ob über Luther und Calvin, oder über Paul Gerhardt. Sein neuestes und umfänglichstes Werk aber — den Lesern der Christlichen Welt ist aus seinen Schätzen schon Etwas bekannt gegeben worden — wendet sich an spätere Jahrhunderte ebenso wie an uns; es wird Ergänzungen, vielleicht Verbesserungen erfahren, aber als Ganzes wird es nie wiederholt werden. Man kann denn auch nichts Besseres von ihm aussagen, als daß es darauf eingerichtet ist, dies Schicksal der Einzigkeit zu verdienen.

Heute liegt der Öffentlichkeit erst die Hälfte vor; der erste Band vollständig, und vom zweiten vier Lieferungen; auf drei Bände ist es berechnet. Aber die Lieferungen sind in so regelmäßigem Abstande erschienen, daß auch weiterhin keine Pause zu befürchten ist und die Vollendung vor dem Ende des Jahres 1925 erwartet werden darf. Im Charakter ist von dem ersten Bogen aus dem Jahre 1922 an bis zu dem letzten von 1924 nichts verändert, so daß wir keine gefährliche Prophetenrolle spielen, wenn wir von den noch ungedruckten Bestandteilen das Gleiche voraussetzen wie von dem, was wir an dem bereits Genossenen dankbar bewundern.

Wir empfangen hier von Meisterhand gezeichnet das Bild der evangelischen Kirche in der Schweiz, also einer verhältnismäßig eng begrenzten Kirchengemeinschaft, und auch davon nur einen Abschnitt, das 18. Jahrhundert, also die Periode, wo nach der Auflösung der starrgewordenen calvinischen Orthodoxie zuerst der Pietismus, dann die Aufklärung sich in die Kirche eindrängten, bis zu der Wendung, die teils durch die deutschen Klassiker, teils durch die Romantik heraufgeführt, eine Überwindung beider Einseitigkeiten brachte und den Boden ebnete für eine ganz neue Einstellung des religiösen Geisteslebens. Wernle hat sich seine Aufgabe glücklich gestellt; nicht zu eng, daß er in Gefahr geriete Lokalgeschichte zu treiben, oder (zeitlich gesehen) daß er nur einen Punkt bzw. eine Fläche zu beschreiben hätte: es ist ein Entwicklungsprozeß mit seltsamen Übergangsstufen, den verständlich zu machen es hohen Könnens bedarf. Und die evangelische Kirche der Schweiz wird gerade in diesem Buch als eine höchst komplizierte Größe erwiesen, bei der dennoch die Buntheit der Gestalten, selbst die Verschiedenheit der Sprachen überwältigt wird durch die Einheit der Volksart, die in dem Einheitsstaat trotz aller Kantönlistimmungen sich herausgebildet hat. Ein selbständiger Organismus von entschiedener selbstbewußter Energie ist die protestantische Kirche der Schweiz schon im 18. Jahrhundert gewesen; als solche offenbart sie sich gerade in der Art, wie sie die Einflüsse, die unablässig von den größeren Schwesterkirchen, von Deutschland, von England, von Frankreich her, auf sie eindrängen, sich aneignet: nirgends wird sie bloß Nachahmerin, überall entsteht Sonderleben, dessen Betrachtung sich auch für den Fernerstehenden lohnt.

Ja, so gewiß dies Werk zunächst für Schweizer geschrieben ist, die allesamt, wie sie auch zur evangelischen Kirche stehen mögen, wenn sie nur ihre Heimat lieben, an ihm ihre Freude haben werden, weil es ihnen ihre Seele deuten hilft, ebenso nützlich wird jedem Protestanten, und geradezu jedem geschichtlich gebildeten Menschen, in erster Linie uns Reichsdeutschen, die Beschäftigung mit ihm sein, weil es nicht etwa bloß Begebenheiten in fremdem Land erzählt, sondern Prozesse veranschaulicht, die auch bei uns verlaufen sind und deren Verständnis durch die Vergleichung mit schweizerischen Parallelen bei so kundiger Führung erleichtert wird.

Erreichen konnte der Verfasser ein so hohes Ziel nur, wenn er erstens über ausreichenden Quellennachweis verfügte und sodann über die Kunst, aus diesem toten Stoff lebendige Bilder hervorzuzaubern — natürlich nicht minder die Gewissenhaftigkeit, die ihn hinderte, seiner Phantasie nachgebend etwas vorzureden, was nie wirklich gewesen ist. In wie hohem Maße bei Wernle die erste Vorbedingung erfüllt war, zeigt jeder Blick in sein Werk. Was da herangezogen wird aus allen nur erdenklichen Fächern, nicht etwa nur aus der gesamten Literatur, sondern aus ungedruckten Akten, selbst der kleinsten Pfarrarchive, alten Briefen, Entwürfen, Gedichten, das reicht weit über das erwartete Maß hinaus, und ich weiß oft nicht, worüber ich mich freuen soll, über den rastlosen und opfermütigen Fleiß, der sich all dieser Reichtümer zu bemächtigen gewußt hat und über die peinliche Sorgfalt, mit der er, wie jede Kontrolle des Einzelnen bestätigt, sie vorlegte, oder über die heroische Kraft, mit der Wernle diese Stoffe beherrscht, sie sich nicht über den Kopf wachsen läßt, sondern sie durchweg nur soweit duldet, als sie ihm dazu dienen können, seiner Darstellung den unerschütterlichen Untergrund zu sichern. Man lasse sich nur durch die Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel, die manchmal längere Reihen unbekannter Personennamen aufzählen, nicht zu dem Vorurteil verführen, hier werde gelehrte Vollständigkeit im Sinne des Sammlers erstrebt; die Personen, die Wernle in seine Darstellung aufnimmt, stellen immer einen irgendwie von dem Nachbar verschiedenen Typus dar und keinem Kleinen wird mehr Raum gegönnt, als nötig ist, damit Großes dadurch schärfer beleuchtet werde. Dies Letzte ist freilich ja schon ein Stück der Kunst, den Stoff nach den Gesichtspunkten der Geschichtschreibung, die nicht bei der Forschung stehen bleibt, zu verwerten. Da ist die Übersichtlichkeit der Disposition im Großen bisher jedenfalls gewährleistet; wenn ein einzelner Abschnitt z. B. die kirchlichen Visitationen, ein anderer die Schulreformen und ihre Bedeutung für die Religion behandelt, so ersieht man daraus, daß auch Nebenfragen ihre Erledigung finden, ohne durch unglückliche Einschiebung an falschem Orte Schaden zu leiden oder Wichtigeres zu schädigen. Für Abwechslung ist gesorgt, auch das Persönliche mit dem Sachlichen in Verbindung gehalten; die Katechismen werden so beschrieben, daß wir die Figuren ihrer Verfasser vor uns erstehen sehen. Meisterhafte Schilderungen allgemeiner Zustände schieben sich ein zwischen Berichte über leidenschaftliche Kämpfe; einzelne Gestalten wie die Berner Samuel Lutz und Albrecht Haller werden wundervoll herausgearbeitet, aber auch ein unbescheidener Genfer Kandidat der Theologie Paul Moulton; wenn Wernle die Rousseau, Voltaire, Gibbon an unserem Auge vorüberziehen läßt, so begnügt er sich mit Streiflichtern, die ihm aber sicherlich auch von genauen Kennern jener Welt verdankt werden.

Dabei liest sich das Buch so ruhig, wie wir es von einem Werk Wernles kaum erwartet hätten. Zum Teil liegt dies ja daran, daß nichts aus dem 18. Jahrhundert uns aufzuregen mehr geeignet ist: was wir doch wohl von Luther und Zwingli, von Jesus und Paulus nicht behaupten werden. Zum Teil daran, daß der Stürmer Wernle inzwischen ein alter Mann zu werden angefangen hat und dadurch sein Wein einen andern Geschmack bekommen mußte. Zum Teil ist es aber auch die meines Erachtens frische Kraft des Geschichtschreibers, die er in diesem vornehm gehaltenen Stil erweist. Man kann ja, wie Mommsen etwa, auch Geschichte voll Leidenschaft schreiben und den Leser zu leidenschaftlichem Parteiergreifen zwingen. Wernle vermeidet das, macht dadurch seine Darstellung aber eben auch so objektiv wie nur möglich. Nicht, daß er, wie eine andere moderne Richtung will, auf eigne Stellungnahme zu den Gegenständen seiner Darstellung verzichtete, daß er den — ja doch bloß vorgetäuschten — Schein erweckte, er habe kein Urteil über die Dinge, die auch wir nicht zu beurteilen, nur kennen zu lernen brauchten. Nein, unpersönlich ist an diesem Buche nichts, der Verfasser hat es auch mit seinem Herzblut geschrieben. Aber er drängt sich seinen Zuhörern nicht auf; er läßt von seiner Kritik an den Dingen und den Personen nur gerade so viel einfließen, daß wir seine innere Anteilnahme überall spüren. Und damit gewinnt er uns am sichersten für seine Anschauung. So an einer Stelle, wo schweizerisches Selbstgefühl hervorbricht, wenn er bei der Schilderung der schönen und berühmten Frau Necker bemerkt: „Darin ist sie die echte Schweizerin; sie steht fest zu dem, was ihr von Jugend an als wert und heilig ans Herz gewachsen ist, spielt keinen Augenblick mit dem Zweifel und weiß sich durch ihre resolute Gläubigkeit die Achtung auch der Freiesten und Frechsten zu verschaffen." Wer solche Äußerungen der Persönlichkeit des Geschichtschreibers nicht verträgt, möge das Buch ungelesen lassen; wer es liest, wird mit uns seinen Verfasser lieb gewinnen oder behalten.

Marburg Adolf Jülicher

Nochmals: Indisches

Zu diesem Thema schreibt Arthur Bonus in der CW in der CW heute allerdings nicht mehr so ungewohnt sind, wie in der CW heute allerdings nicht mehr so ungewohnt sind wie sie es früher gewesen wären, aber gerade im Gedächtnisjahre Immanuel Kants doppelt schmerzlich sind. „Was aber unsere modern protestantische Überschätzung des Moralischen in der Religion angeht, so scheint es mir eine offene Frage, was mehr verdirbt, Überwuchern des Kultischen oder des Moralischen." Wir dachten, die Reformation bedeute gerade nach der Richtung etwas Großes, daß sie die Erkenntnis durchsetzte, nein wiedererweckte, in der Religion sei das Moralische an erste Stelle zu setzen und das Kultische an die letzte? Wiedererweckte —, denn war das nicht auch so bei den klassischen Propheten der alttestamentlichen Religion, z. B. Micha 6, 8: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demütig sein vor deinem Gott." Und war es denn nicht auch die Hauptsache in der Verkündigung Jesu, wenn sie anders zum Leitmotive den Satz hat: Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Ist das wirklich nichts als verödete Tugend nach dem Lineal, der gegenüber der allerprimitivste Kult des Numinosen noch den Vorrang hat?

Und weiter: „Es erscheint mir als eine offene Frage, ob selbst das bewundernswerteste Pflichtbewußtsein nach Kantischem Rezept dem Religiösen mehr sein kann als ein schmerzensvoller Irrtum und fast — mit Augustin — glänzendes Laster."

Solcher erbarmungslosen Verkennung der Kantischen Ethik gegenüber muß man schon wie David zu den Philistern ins Reich der Gegner flüchten, um zu erfahren, was in Wahrheit Sittlichkeit ist. Wir lesen in den „Stimmen der Zeit", 107. B., April 1924, S. 30, in einem Aufsatze über „Idealismus" von M. Gierens S. J.:

„Auch jede Art von ethischem Utilitarismus, Eudämonismus und Hedonismus ist ein Krebsschaden an der Wurzel jeglichen ethischen Strebens. Denn alle diese Systeme verkennen die Würde der Sittlichkeit, die nicht zur Sklavin des Nutzens, der Wohlfahrt oder des Genusses erniedrigt werden darf, sondern einen hoch über all diesen Dingen stehenden Eigenwert darstellt, vor dem alles andre weichen, dem es jede Hilfe und Förderung reichen muß. Voraussetzung für reife Sittlichkeit ist eine Weltanschauung, die die Würde des Menschen gemäß seiner Natur und seiner Bestimmung im Lichte der Wahrheit und des Ideals schaut."

Hat gerade Kant etwas mehr verabscheut als jene Systeme, und jemals etwas Anderes gemeint als solch große freie jenseitsgebundene Sittlichkeit?

Lassen wir es uns doch von drüben sagen (ebenda S. 24): „Wer die Wahrheit sucht, darf nicht nur einen Blick für das Falsche haben. Der philosophische Idealismus hat doch auch manche Wahrheit zutage gefördert. Er hat vor allem dem philosophischen Denken unschätzbare Anregungen gegeben, Probleme gestellt, Blicke eröffnet, befruchtend gewirkt. Das Gute, das er in seinem fruchtbaren Schaffen förderte, darf nie unter seine Trümmer begraben werden."

Es muß einem bange werden, wenn das der Geist des Protestantismus der Zukunft werden soll. „Du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt." Man könnte meinen, daß er von Wittenberg kommt und nach Rom fährt, aber damit täte man beiden Unrecht. Er kommt von Zwickau und fährt nach Münster.

Das Lutherjahr ist vergangen, ohne dem Protestantismus ein großes Erwachen gebracht zu haben. Das Kantjahr ist gekommen — soll sein Ergebnis der völlige Untergang des Protestantismus sein, wie ihn nicht nur der heutige moderne Protestantismus, sondern das deutsche Volk je und je verstand?

Wenn man nur wüßte, ob es noch Konsuln gibt, an die man sich in dieser Sache wenden kann, man würde sagen: videant consules, ne quid respublica capiat detrimenti.

Der einzige Trost ist, daß Arthur Bonus seine Meinungen unter dem Titel „Indisches" brachte, denn in der Tat: Das Deutschtum und der deutsche Protestantismus wird damit nicht viel anzufangen wissen.

Nürnberg Hans Pöhlmann

Verschiedenes

Gnostische Mysterien. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Gottesdienstes. Von Leonhard Fendt. München, Kaiser 1922. 89 S.

Ein in seinen Konstruktionen und Behauptungen oft gewagtes, aber immer interessantes Büchlein. In seinem Interesse für die in den tieferen Schichten der Frömmigkeit wirkenden Kräfte interpretiert der Verfasser eine Reihe von Berichten über gnostische Mysterien, d. h. über sakramentale Mahlzeiten und Kommunionen verschiedener Art, die in den in stärkstem Synkretismus stehenden altchristlichen Kreisen üblich waren. Die Erkenntnisse, die uns die allgemeine Religionswissenschaft erschlossen hat, werden für solche Interpretation fruchtbar gemacht, und der Verfasser weiß oft überzeugend die Motive religiösen Lebens zu erfassen, die hinter den oft abstrusen kultischen Handlungen und den sie begleitenden Liedern stecken. Eine primitive Mystik, ein Glaube an geheimnisvolle kosmische Kräfte und eine primitive kosmologische Spekulation werden deutlich. Das aus seelischer Erregung geborene Erlebnis der Feiernden wird verständlich, das in geheimnisvollen oder grauenvollen Mahlzeiten, in begeisterten Hymnen oder im ekstatischen Tanz entbunden wird. Da solche Erlebnisse und das ihnen zugrunde liegende Weltgefühl sich mit der christlichen Tradition oft seltsam verbunden und die christlichen Feiern beeinflußt hat, bildet die Studie zugleich einen Beitrag zur Geschichte des christlichen Gottesdienstes.

Rudolf Bultmann

Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt. Von Adolf Deißmann. Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage, mit 83 Abbildungen im Text. Tübingen, J. C. B. Mohr 1923. 447 S.

Deißmanns zum erstenmal 1908 erschienenes Buch kann sich eines außerordentlichen Erfolges rühmen. Es hat jetzt schon die vierte Auflage erlebt und ist außerdem in zwei englischen Auflagen erschienen. Die neue Auflage ist wie die früheren vom Verlage glänzend ausgestattet und wie jene für den Fachmann unentbehrlich als Nachschlagewerk, zugleich aber auch für den Studierenden wie für den Laien gut lesbar und unterrichtend. „Das Buch erfüllt vor allem eine höchst wichtige pädagogische Aufgabe, indem es die Welt der Papyri und Inschriften in ungemein anziehender Form zu beleben und dadurch den Interessen des Nichtphilologen nahe zu bringen weiß", so urteilt einer der ersten Fachleute *). Aber wenn er fortfährt: „Aus Kleinem und Kleinstem versteht Deißmann Stoff zum Verständnis neutestamentlicher Wörter und Redewendungen, Anschauungen und Lehren zu gewinnen, und so werden seine Leser unmerklich dazu erzogen, nichts kleinlich und keine Einzelforschung nach philologischen Minutien belanglos zu finden: und das ist ein großer Gewinn für unsere jungen Theologen", — so kann ich dem nicht ganz beistimmen. Ich fürchte vielmehr, daß manche jungen Theologen oft abgestoßen werden; denn es läßt sich m. E. nicht leugnen, daß zahlreiche Untersuchungen Deißmanns nicht wirklich dem Verständnis des Inhalts des Neuen Testamentes dienen, sondern so sehr am Äußerlichen haften, daß gerade der junge Theologe nicht einsieht, warum ihm solche scheinbar kleinliche philologische Arbeit zugemutet werden muß.

Die früheren Auflagen haben ihre große Aufgabe erfüllt, wie auch ich selbst einst gerne anerkannt habe **). Von der neuen kann man das m. E. nicht sagen; denn sie ist nicht, wie das Titelblatt behauptet, völlig umgearbeitet. Sie enthält zwar manche kleine Änderungen und manche neuen Beiträge, ist aber im ganzen durchaus das alte Buch geblieben. Die Zeit jedoch ist nicht stillgestanden, und wir haben inzwischen manches Neue gelernt, was bei Deißmann nicht zur Geltung kommt. Daß die Religionsgeschichte des Hellenismus „neuerdings" durch Heinrici (!), Harnack (!), Holtzmann und O. Pfleiderer gefördert worden sei (S. 225, 5), ist ein Archaismus. Warum sind nicht Namen wie Bousset, Heitmüller, Wetter genannt? Der Bedeutung eines Werkes, wie Boussets „Kyrios Christos" es ist, wird die dürftige Anmerkung S. 298, 1 nicht gerecht. Und warum sind die neueren formgeschichtlichen Forschungen so gut wie ganz verschwiegen von einem Verfasser, der es nötig findet, mitzuteilen, daß er den Anstoß zu seinen eigenen formgeschichtlichen Untersuchungen bei einer Wagenfahrt etwa 1893 empfing, als er aus dem Munde eines süddeutschen Freundes das Wort „Epistolographie" vom Kutschbock herunter zusammnhanglos aufschnappte (S. 117, 1)?

Wir haben aber vor allem manches mit anderen Augen anzusehen gelernt, und das Urteil über Deißmanns Buch wird heute anders lauten als 1908. Ich betone ausdrücklich nochmals, daß ich allen Respekt vor dem Fleiß und der Energie der Arbeit Deißmanns habe, diese für nützlich und notwendig halte und sie bei der Exegese des Neuen Testaments rantbar benutze. Aber durch das ganze Buch geht eine so maßlose Überschätzung dieser Arbeit in ihrer Bedeutung für die Interpretation des Neuen Testaments, daß man laut dagegen protestieren muß. Es entspricht dieser Überschätzung, daß als „die immer noch wichtigste Aufgabe der neutestamentlichen Forschung" das Wörterbuch zum Neuen Testament bezeichnet wird (S. 341). Indessen mißdeute ich hier vielleicht eine Wendung, die der Verfasser selbst gar nicht so ernst meint. Ernst aber ist es sicher gemeint: die Aufgabe, die dem Forscher erwächst, nachdem er „den wirklich kulturhistorischen und psychologischen Standpunkt für die wissenschaftliche Betrachtung des Neuen Testaments" errungen hat, sei „die Herausarbeitung der verschiedenen Typen der religiösen Produktion innerhalb des Neuen Testaments" (S. 340). Soll wirklich das Verständnis des geistigen Gehalts des Neuen Testaments von der Analyse der Typen der „religiösen Produktion" aus

*) H. Lietzmann, Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 22 (1923), S. 155.

**) Monatsschrift für Pastoraltheologie 5 (1908), S. 78 ff.

erreicht werden? Oder sollte nicht ein Verständnis nur durch Erfassung der Sache, um die es sich im Neuen Testament handelt, möglich sein? Ist etwa ein Verständnis der Geschichte der Musik oder der Architektur möglich durch psychologische Analyse der Typen musikalischer oder baukünstlerischer Produktion? und nicht etwa von einem inneren Verhältnis zur Musik und zur Architektur? — Aber ich will der Versuchung widerstehen, auf methodologische Fragen einzugehen, da Deißmann solches selbst mit der Motivierung ablehnt, daß „die großen Historiker keine langen Reden über die Methode ihrer Arbeit halten"; solches verrate immer Unsicherheit (S. 403). Nun, ich dächte, solche Unsicherheit zu bekennen, sei heute keine Schande, sondern sehr sachgemäß, da wir mit unserer historischen Arbeit in der Tat in äußerste Unsicherheit über die Grundlagen und Konsequenzen unserer Arbeit hineingeraten sind und einer Besinnung über unsere Methoden durchaus bedürfen. Aber ich will hier lieber zeigen, wo mir die aus der Grundposition des Verfassers folgenden Mängel zu liegen scheinen.

Trägt es wirklich zum Verständnis der Erzählung vom barmherzigen Samariter irgend etwas bei, wenn wir auf einem Papyrus von 171 n. Chr. in der Strafanzeige wegen Räuberei die Angabe des Weges finden, auf welchem der Raub stattfand, sowie die Angaben von Schlägen und vom Raub der Kleider? „Man sieht: das Gleichnis hat trefflich den Volkston getroffen" (S. 107, 7)! — Auf der Grabinschrift eines Gärtners aus der Kaiserzeit wird dem Verstorbenen nachgerühmt, daß er „viel gearbeitet hatte"; wir sind dadurch in Stand gesetzt, zu verstehen, wie „urtümlich frisch" der Apokalyptiker Johannes (14, 18) von den Toten sagt, daß sie ruhen „von ihren Arbeiten" (S. 265 f.). Erstaunliche Resultate! — Warum es eine „sehr beachtenswerte Parallele" zu Mark. 15, 15 sei, daß in dem Protokoll einer Gerichtsverhandlung der Statthalter von Ägypten zu einem Individuum sagt: „Verdient hättest Du, daß Du Geißelhiebe erhieltest ... ich will dich aber dem Volkshaufen schenken", vermag ich nicht einzusehen. Mark. 15, 15 lautet nämlich: „Pilatus aber, der dem Volkshaufen die Genugtuung geben wollte, gab ihnen den Barabbas frei und überantwortete Jesum, nachdem er ihm hatte Geißelhiebe geben lassen, der Kreuzigung" (S. 229).

Geradezu grotesk ist aber, daß uns das Jesuswort von der Vorsehung Gottes über den Sperlingen (Matth. 10, 29 f. = Luk. 12, 6 f.) „in seiner ursprünglichen Eigenart" verständlich werden soll mit Hilfe des Höchstpreistarifs des Diokletian. Aus diesem lernen wir nach Deißmann 1. daß die Sperlinge die billigsten eßbaren Vögel waren, 2. daß die übliche Verkaufseinheit die Dekade war, 3. daß zehn Sperlinge höchstens sechzehn Kupferdenare kosten durften. „Berücksichtigt man ren für die Erklärung einer Preisdifferenzierung ja weitaus genügenden Zeitunterschied, sowie den Umstand, daß es sich bei Diokletian um einen Maximalpreis handelt, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß das Wort Jesu aus einer richtigen Beobachtung der Verhältnisse des alltäglichen Lebens stammt ... Auch in den Kleinigkeiten ist Jesus groß" (S. 235)!

Ich vermag nicht einzusehen, warum Deißmann Gott (S. 179) dafür dankt, daß der älteste im Original uns erhaltene christliche Brief gar nichts Dogmatisches enthält, sondern ein bloßer Geschäftsbrief ist, der zeigt, daß die ägyptischen Christen in der Provinz um 270 kauften und verkauften wie andere Zeitgenossen auch, und daß sie sich in ihren Geldangelegenheiten des ersten Klerikers ihres Landes als Vertrauensmanns bedienten. Letzteres ist gewiß eine interessante kirchengeschichtliche Notiz. Aber hätte ein dogmatischer Inhalt nicht doch vielleicht mehr von dem gezeigt, was an geschichtlich wirksamen Kräften im ägyptischen Christentum des dritten Jahrhunderts lebendig war?

Überhaupt halte ich eine anständige Dogmatik nicht für eine Schande, sondern für einen Vorzug, und so ist mir zweifelhaft, ob man sich wirklich dessen freuen soll, daß Paulus nie auf eine systematische Zusammenfassung in seinen Briefen bedacht war, sondern daß diese aus dem „Hin und Her der Augenblicksstimmungen" entstanden sind. Jedenfalls aber ist es ein aus jener voreiligen Freude erwachsener Fehler, wenn man die Briefe des Paulus als „Bekenntnisse" meint verstehen zu müssen und die Energie und den Radikalismus des Gedankens bei ihm ebenso verkennt wie sein Amtsbewußtsein, kraft dessen von Konfessionen bei ihm doch nur gelegentlich und in recht eingeschränktem Sinne die Rede sein kann (S. 205).

Die falsche Interpretation wächst aus der subjektivistischen und psychologistischen Einstellung einer schon nicht mehr modernen Kultur. Daraus erklärt sich ein so fundamentales Mißverständnis wie das, daß „in der Geschichte der Entdeckung und Kultur der Einzelseele das Christentum in der vordersten Reihe steht. Seine ältesten Dokumente sind durchweg die Reflexe von Seelen. Welch eine Seele spiegelt sich in den Worten Jesu wieder! Welche Seelen hat er in seinen Gleichnissen und Streitworten mit wenigen Strichen gezeichnet" (S. 247)! Ungefähr das Gegenteil von dem allen ist richtig, und entgegen den wiederholten Aussagen Deißmanns ist nachdrücklich zu betonen, daß die Prediger des Neuen Testaments *keine* „Seelsorge" kennen, daß sie *nicht* „Abgründe des Schuld*gefühls*" aufdecken, gewaltiger als Sophokles, Augustin, Dante, Shakespeare und Goethe (S. 333), sondern daß sie vielmehr die „seelische" Verfassung ihrer Hörer im wesentlichen einfach ignorieren.

Nicht genug kann Deißmann es rühmen, daß wir durch die neuentdeckten Quellen „antike Seelen" kennen lernen. Was lernen wir denn eigentlich von ihnen kennen? Nichts weiter, als daß auch die „antiken Seelen" von menschlichen Schicksalen, Leiden und Freuden heimgesucht wurden, daß sie die Not in der Familie und das Heimweh in der Fremde gekannt haben, daß sie sich neuer Eindrücke auf Reisen freuten, daß Geschäftsgeist und Gemeinheit wie Gutmütigkeit und Anstand auch „antiken Seelen" nicht fremd war, daß sie den Schmerz der Reue und die Resignation vor dem Todesgeschick kannten, kurz, daß die „antiken Seelen" ebenso menschliche Seelen waren wie die Menschenseelen aller Zeiten. Ich weiß nicht, ob man, um das zu lernen, nicht lieber die Satiren des Lukian und des Anton Tschechow lesen soll. Die Bedeutung der neuentdeckten Texte liegt in Wahrheit in anderer Richtung als in der Bereicherung der Seelenkunde. Zunächst in der besseren Erkenntnis der Volkssprache der Zeit des Neuen Testaments, dann in der genaueren Einsicht in die Bräuche und Institutionen des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Lebens jener Zeit, ferner in der Bereicherung unserer Kenntnis von der Verbreitung der hellenistischen Kulte, von ihren Formen und Formeln und von den in ihnen wirkenden oder mit ihnen zusammenhängenden Ideen und Motiven in Frömmigkeit und Zauber. In all diesen Beziehungen bringt Deißmanns Buch teils reiche, teils begrenzte Beiträge, und dafür wird man dankbar sein. Wogegen ich mich aber wende, das ist die Einstellung unr die Verwechslung des geschichtlich Wesentlichen und des Gleichgültigen. Mancher Forscher mag ja vielleicht nötig haben, sich daran erinnern zu lassen, daß die „antiken" Menschen auch „Seelen" gehabt haben (was für ein Verwirrung stiftender Begriff ist übrigens dies „antike Seelen"!), aber das Wesentliche ist doch nicht diese psychologistische Seelenkunde; diese kann höchstens einmal Mittel zum Zweck der Interpretation sein. In Wahrheit liegt es genau umgekehrt als Deißmann meint: der Historiker, der das Neue Testament verstehen will, hat in erster Linie seinen Blick auf die überpersönlichen Kräfte und Ideen zu richten und außerdem auf die großen Persönlichkeiten der Epoche, in denen das Menschlich-Seelische von dem geistigen Gehalt überglänzt ist — nicht auf die Tausende auf dem Untergrund des geschichtlichen Stromes, die von seinen Kräften nur leise oder gar nicht erfaßt sind. Die Quellen des Historikers werden also gerade nicht, wie Deißmann will, die unliterarischen Texte sein, sondern die eigentliche Literatur, dazu die Institutionen in Wirtschaft, Recht und Staat, in Gesellschaft und Kult, die Kunst — kurz die Dokumente und Monumente, in denen der Geist der Geschichte Gestalt gewonnen hat. Wer das übersieht, versteht entweder die wesentlichen Erscheinungen gar nicht — wie denn z. B. Deißmanns Beiträge zur Geschichte des Kyrioskults oder zur Freiheitslehre des Paulus zwar nützliches Material bringen, aber für das Verständnis auch gar nichts bedeuten —, oder er wird sie falsch verstehen, wofür bei Deißmann außer den vorhin genannten Irrtümern die seltsamen Behauptungen zeugen, daß das Johannesevangelium ein ausgesprochenes Volksbuch sei (S. 211); daß das älteste Christentum „nicht als Christentum, sondern als Bewegung der Kleinen" politisch indifferent gewesen sei, und daß, wenn irgend etwas, so die Eschatologie geeignet gewesen wäre, den Paulus politisch zu interessieren (S. 288)!

Marburg Rudolf Bultmann

Kleine Mitteilungen. Das Vertrauen zur deutschen *Rechtsprechung* kann große Erschütterungen nicht mehr vertragen. In Nr. 7/8 Sp. 123 habe ich bereits auf die Konflikte zwischen Recht und Gewissen hingewiesen, die anläßlich des Aufwertungsgesetzes entstanden waren. Man könnte dazu erinnern an das Urteil im Fechenbach-Prozeß, das bis heute noch keine Korrektur erfahren, ferner an die Entscheidungen des Münchener Hochverratsprozesses anläßlich des Hitlerputsches, an die Haftentlassung des Grafen Arco-Valley, dagegen daran, daß die Beteiligten an der Münchener Räterepublik ihre Strafe bis zum letzten Tage absitzen müssen (Ernst Toller, über dessen Dramen wir heute einen Artikel bringen, verläßt in diesem Monat nach vollständiger Verbüßung seine Haft). Zu alledem kommt nun ein weiteres dem „Laien"-Gewissen unverständliches Justizverfahren, über das Rechtsanwalt Dr. Hirschberg in FZ Nr. 374 sachlich berichtet. Es ist freilich unmöglich, den gesamten Tatbestand hier aufzurollen, eine Skizze muß genügen: Bei der Eroberung Münchens durch die Regierungstruppen April 1919 wurden außer denjenigen, die mit der Waffe in der Hand angetroffen oder bei denen eine Beteiligung am Kampfe nachgewiesen wurde, etwa 186 Personen auf unwahre und ungeprüfte Denuntiationen hin erschossen. Die Hinterbliebenen dieser Unglücklichen, die größtenteils in bitterer Armut leben, erhoben auf Grund des Aufruhrschadengesetzes vom 12. Mai 1920 Anspruch auf eine Rente. Zunächst gewährt, wurde sie wieder abgewiesen. Wer den Mut nicht verloren hatte, prozessierte. Es bestand die Aussicht, daß das Reichsgericht den Aufruhrschaden anerkannte; da wurde durch neue Verordnung vom Reichsgesetzblatt Nr. 108 der Schuldner zum Richter gemacht, indem die Abgeltung unwiderruflich der Reichsfinanzminister zu

regeln habe. Erfolg, daß in einer ganzen Reihe von Fällen die Abgeltungsansprüche abgewiesen und die Prozeßkosten den Klägern, also den Hinterbliebenen der Erschossenen, zur Last gelegt wurden. Dabei soll allerdings von den Betreffenden nichts zu holen sein. — Die Entscheidungen mögen vielleicht ihre Gründe haben, aber wäre hier nicht aus Menschlichkeit einige Großzügigkeit am Platze? Der Außenstehende begreift solche Entscheidungen nicht. Wenn es auch Rechtsschulen gibt, welche eine Begründung des Rechtes auf die Ethik leugnen, von uns muß dieser Zusammenhang doch nachdrücklichst behauptet werden. Recht darf nicht Erzeugnis eines historischen Gewaltaktes, wie die historische Rechtsschule lehrt, sondern muß Ausdruck der sittlichen Grundtatsachen sein. Möge doch der Reichstag zusehen, daß hier Wandel geschafft und das Rechtsvertrauen weiter Kreise nicht völlig untergraben wird. —

Gegenwärtig wird ein Buch viel angepriesen und mit viel Reklameaufwand in die Welt gesandt: Brücken führen über den Rhein, Brücken — und keine Lafetten! Von einer Französin. Drei Sonnen-Verlag Leipzig. Inhalt: oft gesagte Dinge! Mahnung an Frankreich und Deutschland, daß jedes sich auf seine Nationalität besinne! Ergebnis: Die Juden sind an allem schuld! Das einzig Gute: Auflehnung gegen die alleinige Kriegsschuld Deutschlands, aber mit unzulänglichem Material! Das Buch soll eine Vollblutfranzösin geschrieben haben, die aber aufs Haar eine deutsche Nationalsozialistin sein müßte. Ob ein solches Gesinnungs-Amphibion wirklich existieren kann? —

In Nr. 16/17 sind zwei Ungenauigkeiten zu berichtigen: Sp. 293 muß der Untertitel zu dem Buche Karl Sappers Das Element der Wirklichkeit und die Welt der Erfahrung lauten: Grundlinien einer anthropozentrischen Naturphilosophie; zu Sp. 295 ist mitzuteilen, daß Josef Bernharts Buch Symbolik im Menschwerdungsbild des Isenheimer Altares vom Verlag des Bühnenvolksbundes Frankfurt a. M. Im Sachsenager 1 zu beziehen ist. Zum Artikel „Gefährten auf dem Ozean": Die Weltgeschichte von Hans Delbrück ist erschienen bei O. Stollberg u. Co. Berlin; Die deutsche Geschichte in Einzelbändchen von Walther Classen in Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg; Rassenkunde des deutschen Volkes mit 537 Abbildungen, 3. umgearbeitete Auflage von Hans F. K. Günther bei J. F. Lehmann München (514 S.); von Ludwig Finckh: Der Ahnenhorst im Greifenverlag Rudolstadt (54 S.), vom selben: Der Vogel Rock in Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart (203 S.). Alle 1923. Über Olafbuch von Arthur und Beate Bonus, Stuttgart, K. Thienemann, wurde bereits CW Nr. 11/13 ausführlich berichtet. W

Wöchentliche Chronik

In Sachsen sind 1919—22 218 626 Austritte aus der evangelisch-lutherischen Kirche erfogt. 1919: 19 585, 1920: 52 102, 1921: 97 634, 1922: 49 335; Eintritte 10 848, zum größten Teil Rücktritte Ausgetretener. Bei der katholischen Kirche sind die Zahlen für 1919—21 10 843 Austritte, 537 Eintritte; bei der reformierten 250 Austritte, 283 Eintritte.

Die Anhänger der weltlichen Schule, die in Leipzig im vergangenen Jahre noch vor den christlichen einen Vorsprung von 19 Sitzen hatten, sind bei den diesjährigen Elternbeiratswahlen mit 69 Sitzen in der Minderheit geblieben: 389 gegen 320. EPD

Die reformierte Gemeinde in Braunschweig hat während der Notzeit nicht nur sich selbst erhalten, sondern sogar eine Rettungsaktion für die Landeskirche erfolgreich eingeleitet. RefKZ 21

Der Stuttgarter Pfarrkonvent hat sich in seiner Monatsversammlung am 3. Juni mit der Neuregelung der Beamtengehälter durch das Reich beschäftigt und folgende Erklärung beschlossen: „Die Neuregelung der Beamtengehälter durch das Reich hat überall, wo man soziales Empfinden und Verständnis hat, schwer enttäuscht. Die Bezüge der unteren Beamtengruppen erreichen bei der wieder einsetzenden Teuerung und der verminderten Kaufkraft der Mark vielfach kaum das Existenzminimum. Dieser Zustand ist an sich schwer erträglich. Seine verbitternde Wirkung wird noch verschärft durch das unverhältnismäßige Zurückbleiben der unteren Besoldungsgruppen bei der Gehaltsaufbesserung hinter den oberen. Wir erblicken darin eine soziale Ungerechtigkeit und eine schwere Bedrohung des sozialen Friedens, wenden uns mit Nachdruck gegen diese Regelung und wünschen sobald irgend möglich Besserstellung der unteren Beamtengruppen." SchwMerk 128

Die Missionsschule der Brüdergemeine ist von Niesky nach Kornthal verlegt worden. Sie hat jetzt 6 Schüler und hofft auch wieder mehr aufnehmen zu können.

In Österreich sind 1923 aus der Kirche AB 2116, HB 144 = 2260 Personen aus-, in die Kirche AB aus der römisch-katholischen Kirche 4779, aus anderen Bekenntnissen 300, (HB 272 und 51) Personen eingetreten, also 6190 Ein-, 1357 Austritte, Überschuß 4853. Die altkatholische Kirche hatte 587 Aus-, 2547 Eintritte. Zwei deutsche katholische Priester traten seit dem Jahresanfang in den Dienst der altkatholischen Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien. Die evangelische Kirche der Tschechoslowakei zählte 1414, in der ganzen Zeit seit Kriegsende 9468 Eintritte, meist von bisherigen Katholiken.

Die ermittelten Kirchenbesucher in Kösternitz im Hultschiner Ländchen sind trotz Berufung vom obersten Gericht zu 14 Tagen Arrest verurteilt worden, weil sie gegen Verbot des Pfarrers deutsch gesungen haben, was eine Kundgebung gegen das erzbischöfliche Konsistorium in Olmütz sei, das deutsche Gottesdienste dort nicht gestatten wolle. Wartb 5

Der Reformierte Bund (Zusammenschluß der Bekenntnistreuen) in Holland hat 100 000 Gulden gesammelt, um einen freien Lehrstuhl für reformierte Theologie an einer der Universitäten zu begründen. Die (liberale) Het Haagsche Genootschap hot verdediging van den Christelyken Godsdienst hat beschlossen, an der positiv besetzten Utrechter Fakultät auf ihre Kosten drei freisinnige theologische Professuren einzurichten. RefKZ 19

Die Evangelischen in Riga haben als Antwort auf das Unrecht der Entreißung der Jakobikirche die Schaffung eines deutsch-evangelischen Gemeindehauses beschlossen. EPD

Nach dem eben erfolgten Tode von Pastor Fehrmann in Petersburg gibt es für die 100 000 Evangelischen in Petersburg und Ingermanland nur noch 2 Pastoren. Pässe von Pastoren, die einreisen wollen, werden nicht visiert. Im Schwarzenmeergebiet bedient ein einziger Pfarrer 48 Dorfgemeinden. DEinFinnl 9

Ein früherer Bergmann James Brown ist von der englischen Arbeiterregierung zum Lord High Commissioner (Vertreter der Regierung) der Kirche von Schottland ernannt. Vgl. Sp. 347.

Im Januar wurde aus Angora gemeldet, daß eine Kommission der Nationalversammlung die Abschaffung der Vielweiberei vorgeschlagen habe. Die Bigamie soll dagegen nur noch in gewissen Fällen gestattet sein. In diesen Fällen erhält aber die erste Frau das Recht auf Scheidung. Bis zum Jahre 1917 hatten die Türken das Recht, vier Frauen zu heiraten. Die Scheidung konnte nur auf den bloßen Wunsch des Mannes erfolgen. Erst im Jahre 1917 wurde für die Scheidung eine gerichtliche Prozedur als notwendig erklärt. FZ 11 (Ist die Angelegenheit inzwischen weiter gediehen? D H)

Von Personen. Berufen: Prof. D. Erich Seeberg in Königsberg als Nachfolger v. Sodens nach Breslau. Gewählt und bestätigt: D. Konrad Graß in Dorpat als Ordinarius für Neues Testament daselbst. In Hessen-Cassel nahm Konsistorialpräsident Freiherr Schenk zu Schweinsberg seinen Abschied; Konsistorialrat Stamm wurde Präsident des Landeskirchenamts, D. Gerhard Merzyn, Studiendirektor des Predigerseminars Hofgeismar, Kirchenrat in demselben Landeskirchenamt; Pfarrer Lic. Wilhelm Plannet in Marburg geht an seine Stelle nach Hofgeismar. Promoviert: Oberpfarrer Friedrich Schmidt in Weimar zum D. von Jena. Gestorben: Prof. D. Friedrich Spitta in Göttingen, früher Straßburg. E St

Eine Tagung für Gottesdienst und kirchliche Kunst findet an der Universität Halle-Wittenberg 23.—26. Juni 1924 statt. Vorträge: Wesen und Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes (Prof. Eger); Musikalische Ausgestaltung des evangelischen Gottesdienstes (Prof. Schering); Der evangelische Kirchenbau der Gegenwart (Oberbaurat Fürstenau); Das Problem des evangelischen Kirchenbaues (Prof. Ficker); Kirchliche Denkmäler der Provinz Sachsen im Wandel der Zeiten (Oberbaurat Hiecke); Kirchliche Bau- und Kunstpflege (Oberbaurat Kickton). Außerdem Führungen, Ausstellungen, Gottesdienste und Kirchenkonzerte. Anmeldungen und Anfragen an: Sammlung für christliche Archäologie und kirchliche Kunst Universität Halle a. S.

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Papst und Kurie

ihr Leben und Arbeiten

dargestellt von

Alphons Victor Müller

Rom

Preis broschiert drei Mark

Über das Buch schreibt Herr Archivrat Dr. J. Lulvès im roten Tag:

„Es wird uns ein klares Bild von Leben und Organismus der Kirche entrollt, wie es sich gegenwärtig darstellt nach Durchführung der großen Kurienreform des letztverstorbenen Papstes Pius X. und seit dem Inkrafttreten des neuen päpstlichen Gesetzbuches, des Corpus juris canonici, Benedikts XV. ...."

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Gotha / Stuttgart

Aus der

Bücherei

der Christlichen Welt

liegen bis jetzt vor:

Karl Bornhausen

Vom christlichen Sinn des deutschen Idealismus

Gm 1.—

Die Schrift zeigt den engen Zusammenhang zwischen Idealismus und Christentum und die Bedeutung des deutschen Idealismus für die nationale Seele. Es gibt keinen deutschen Aufbau ohne idealistischen Geist, der sein festes Bollwerk im Christentum hat.

Georg Wünsch

Gotteserfahrung und sittliche Tat bei Luther

Gm 1.50

Die Schrift redet in drei Teilen: 1. über Luthers Gottesanschauung, 2. über die Folgen der eigentümlichen Gotteserfahrung bei Luther für die Sittlichkeit und 3. über die „natürliche" Sittlichkeit. Die Schrift wird entschieden zur Klärung des Problems der religiösen Sittlichkeit beitragen, weil ihre Ergebnisse an einer der hervorragendsten christlich-religiösen Gestalten unter sorgfältigem Quellenstudium gewonnen werden.

Ernst Cahn

Christentum und Wirtschaftsethik

Gm —.80

Diese Rede des Verfassers kommt den Bestrebungen der evangelisch-sozialen Arbeitsgemeinschaften zum ersten Mal in einer neuen Form entgegen und wird bei der dringenden Notwendigkeit des Gegenstandes, der gründlichen Auseinandersetzung mit ihm, bei Theologen und Wirtschaftspolitikern die allergrößte Anteilnahme finden. Diese Schrift legt den ersten Stein zu einer christlichen Gesellschaftsethik

Heinrich Hermelink

Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart

Zweite ergänzte Auflage. Gm 2.50

„Wir dürfen das Erscheinen des vorliegenden Büchleins des Marburger protestantischen Theologen zu den erfreulichen Ereignissen des Jahres zählen. Wenn der Geist, aus dem es hervorgegangen ist, Bestand unter den Glaubensgenossen des Verfassers gewinnt, dann tun sich für den religiösen Frieden Hoffnungen auf." Katholische Korrespondenz.

Martin Rade

Glaubenslehre / I. Teil: Von Gott

(erscheint Herbst 1924)

Das Werk erscheint in drei Abteilungen: Von Gott, Von Christus, Vom heiligen Geist; jede will von besonderem Gesichtspunkte aus das ganze Christentum beschreiben So bildet auch der erste Band ein Ganzes für sich. Dogma ist dem Verfasser Lehre, die in der Kirche gilt oder gelten soll und will. So trägt das Werk durchaus kirchlichen Charakter: es ist, wie Schleiermacher das forderte, orthodox und heterodox zugleich: in der Gebundenheit Freiheit. Ein Buch für jeden Gebildeten, der religiöses Interesse hat.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

Soeben ist bei uns neu erschienen und kann durch jede Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag bezogen werden:

Erstes Beiheft zur Monatsschrift Neuwerk / Ein Dienst am Werdenden /

Der Pflug

Sammelband 1924

150 Seiten. Preis geheftet 1.60 Mk.

Inhalt: Georg Flemmig, Die Herrschaft Gottes / Normann Körber, Unser Weg / Heinrich Euler, Die Bedeutung der Gemeinde / Emil Blum, Spannung / Eugen Jäckh, Unsere grundsätzliche Stellung zu den sittlichen Weisungen Jesu / Erika Küppers, Der reiche Jüngling / Heinrich Schultheis, Evangelium und Sozialismus / Wilhelm Wibbeling, Solidarität / Otto Herpel, Weihnachtsbegegnung / A. Bietenholz-Gerhard, Vom Sinn des Siedelns / Robert Bach, Christi Heldenkraft / Otto Neuloh, Verkümmerte Jugend / Hermann Schafft, Der Kampf gegen die Sonderung / H. Klugkist Hesse, Michelangelo und die Problematik unseres Lebens.

Die vorliegenden Aufsätze, die zum größten Teil hier zum erstenmal erscheinen, wollen in unser Denken und in unsere Arbeit einen Einblick geben. Sie erheben keinerlei Anspruch auf erschöpfende Darstellung dessen, was in unserm Kreis lebt und wirkt. Sie sind ein Ausschnitt aus einem größeren Bilde und sollen den Weggenossen, welche hinter den Worten das uns Bewegende und Verbindende spüren, ein Gruß sein.

Neuwerkverlag Schlüchtern / Habertshof

Ludwig Finckhs Bücher

sind Gaben voll tiefen deutschen Gemütes und frühlingsfroher Phantasie, durchtränkt von sonnigem Optimismus und sinnender Lebensklugheit

Der Vogel Rock. Erzählung
9.—11. Tausend. Geb. Gm. 3.50, in Ganzleinen Gm. 4.—
Die Zeit, Berlin: „Ein kerndeutsches Buch, ein Jugend- und Volksbuch im besten Sinne, getragen von unerschrockener, vaterländischer Gesinnung."

Der Rosendoktor. Roman
117.—126. Tausend. Geb. Gm. 3.50, in Ganzleinen Gm. 4.—
Frankfurter Zeitung: „... Etwas Reinigendes und Erhebendes geht von dem Buch aus, das man in vielen Händen wissen möchte."

Der Bodenseher. Erzählung
43.—45. Tausend. Ohne Bilder. Gebunden Gm. 3.50, in Ganzleinen Gm. 4.—. Mit Bildern. In Ganzlein. Gm. 5.—
Der Bund, Bern: „Ein Buch voll Glück und Leuchten. Es strahlt so viel inneren Wohllaut, so viel leidgeadelte Lebenslust und so viel Glück aus, daß man den Dichter dankbar in Erinnerung behält."

Rapunzel. Erzählung
45.—49. Tausend. Geb. Gm. 3.—, in Ganzleinen Gm. 3.50
Neckarzeitung, Heilbronn: „... Ein Sonnenbuch, das der Dichter uns zum Geschenk gemacht hat."

*

Ausführlicher Prospekt über sämtliche in unserem Verlag erschienenen Bücher des Dichters kostenlos durch alle Buchhandlungen oder die

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Bekanntmachung.

Das Amt eines Pastors an der Auferstehungskirche in **Nord-Barmbeck** ist zu besetzen.

Bewerbungen sind an den Kirchenvorstand zu entrichten und bis zum 3. Juli 1924 an den 1. Vorsitzenden Herrn W. Palm, Hamburg 33, Steilshagerstraße 121, einzureichen.

Hamburg, den 4. Juni 1924.

Der Kirchenvorstand zu Nord-Barmbeck
W. Palm, 1. Vorsitzender.

An der Weißfrauenkirche zu **Frankfurt a. M.** ist eine

Pfarrstelle

zu besetzen. Gehalt nach Gruppe X der Reichsbesoldungsordnung mit allen Zulagen und Dienstaufwandsentschädigung. Geräumige Dienstwohnung. Bewerber sollen ungefähr 30—40 Jahre alt sein, bereits im Pfarramt stehen, theologisch gut geschult und zu hingebender praktischer Arbeit willig sein. Meldetermin 1. August. Nähere Auskunft durch den Unterzeichneten.

Frankfurt a. M., Gutleutstr. 121. Pfarrer D. **Kübel.**

Besetzung einer Pfarrstelle.

An der Evangelisch-lutherischen St. Petrikirche dahier ist eine **Pfarrstelle** durch Wahl der Gemeindekörperschaften zu besetzen. Bewerbungen — unter Beifügung eines Lebenslaufes und der Zeugnisse über beide theologische Prüfungen in beglaubigter Abschrift — sind bis zum 1. August 1924 an das Konsistorium dahier, z. H. des Herrn Konsistorialrates Balzer, Frankfurt a. M.-Oberrad, Nonnenpfad einzureichen. Laut Beschluß der Gemeindekörperschaften kommen nur solche Bewerber in die engere Wahl, die sich im Pfarramt bereits bewährt und das 40. Lebensjahr nicht überschritten haben. Zu näheren Mitteilungen ist gerne bereit

Der stellvertr. Vorsitzende des Wahlausschusses
Otto Schäfer.

Frankfurt a. M, Nordendstraße 61, den 11. Juni 1924.

„Das beste Geschichtswerk"

das wir auf dem Gebiet besitzen nennt die „Theologie der Gegenwart"

Die

Geschichte des Volkes Israel

Von

Rudolf Kittel

1. Band: **Palästina in der Urzeit; das Werden des Volkes; Quellenkunde u. Geschichte der Zeit bis zum Tode Josuas** erschien 1923 in 6. Auflage

2. Band: **Das Volk in Kanaan; Quellenkunde und Geschichte der Zeit bis zum babylonischen Exil.** 5. Auflage

Preis für den Band:
geh. Gm 12.—, geb. Gm 15.—

„Kittel hat mit seiner ‚Geschichte Israels' eine historische Leistung von monumentaler Kraft vollbracht, der die Wissenschaft seit Ewalds großer Darstellung nichts ähnliches an die Seite zu stellen hat. Auch Strades Arbeit, gewiß für die damalige Zeit ein genialer Wurf, kann nicht zum Vergleich herangezogen werden. An ihre Stelle tritt jetzt, sie an Gelehrsamkeit zum mindesten erreichend, an methodischer Schärfe, Gründlichkeit und kritischer Besonnenheit weit überragend, Kittels Meisterwerk."
Frankf. Zeitung

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha / Stuttgart

In den nächsten Tagen erscheint

Der Heimat treu!

Ein Abschiedsgruß für Auswanderer
mit Bildschmuck
herausgegeben vom **Evang. Volksbund für Württemberg**
Preis in Halbleinw. geb. **M. 2.—**

Aus dem Inhalt: Der Heimat treu! Aerztliche Ratschläge. Während der Ueberfahrt. Für stille Stunden. Die ev.-kirchlichen Verhältnisse in Nordamerika — in Brasilien. Beratungs- und Fürsorgestellen für Aus- und Einwanderer. Deutsch-ev. Stützpunkte in Südamerika u. a.

Am 1. Juli wird die Einwanderung in die Vereinigten Staaten wieder frei. Da wird das hübsch ausgestattete Büchlein Ev. Kirchengemeinden, Pfarrämtern, Vereinen als Abschiedsgruß für Auswandernde willkommen sein.

Verlag des Evang. Volksbunds, Stuttgart, Tübinger Str. 16.

Antiquariatskatalog
theologischer Nr. 20
(Kirchengeschichte, Bibelauslegung, Bengel, Böhme, Francke, Luther, Schlatter usw.)
Katalog kostenfrei.
J. F. Steinkopf, Antiquariat
Stuttgart, Marienstr. 11.

„Gratis"
für die Reise erhalten Sie trotz meiner bekannt billigen Preise einen 14 kar. **Goldfüllhalter,** Sicherheits-System.

100 St. Crepp-Servietten weiß	0.75
1 Gr. Schulfedern	0 75
1 „ Bürofedern	2.50
500 Bg. Kanzleipapier	5 50
500 „ Konzeptpapier	3.75
1000 St. Diensthüllen	3.50
100 Bg. Herren-Leinenpost weiß / 100 Hüll. m. lila Seidenfutter	3.50
100 St. Visitenkarten mit Namen	4.50—3.50
1000 „ Postkarten, gr. Form.	3.50
10 Rollen Butterbrotpapier, fettdicht	1 50
100 St. Briefblocks, Quart-Form. 22×28, karr., lin. und unlin.	4.—
100 St. Kassenhüllen weiß	0.75

Auf Wunsch Preisliste!

Bei Bestellungen von 25.— Mk. an erhalten Sie obigen Goldfüllhalter **„gratis".**

J. Lissner,
Papiergroßhandlung
Breslau 11, Nicolaistraße 89.

Kostenlos versenden wir Katalog 280: Prakt. u. systemat. Theologie (über 2000 Nrn.). Kat. 279: Billige Haus- u. Familienbücher.
Buchhandlung **Alfred Lorenz,**
Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Pianos
ständige Ausstellung erstklassig gearbeiteter Instrumente zu **soliden Preisen.** Eventuell Zahlungserleichterung.
Pianoforte-Fabrik Paul Winkler
München, Ungererstraße 30.

Mit dem Erscheinen der Aprilnummer begann der neue Jahrgang der Monatsschrift

Neuwerk

Ein Dienst am Werdenden.

Herausgegeben von Normann Körber, Hermann Schafft und Wilhelm Wibbeling.

Bezug eines Probevierteljahrs 1.— Mk. Einzahlung auf Postscheckkonto 27985 Frankfurt/Main
Bereits erschienene Hefte werden nachgeliefert.

Neuwerk-Verlag,
Schlüchtern - Habertshof.

Für 15jähriges Mädchen wird Stelle als Haustochter in **Pfarrhaus** oder **Forsthaus** auf dem Land gesucht. Ohne gegenseitige Vergütung. Großer Wert wird auf Charakter und Seele bildenden Familienanschluß gelegt. Ausführliche Angebote vermittelt **Wolf,** Pfarrassistent, **Darmstadt.**

Schwestern-
ausbild. mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein**
Rückp. Darmstadt, Martinstraße 79
Pfarrer Guyot.

Pastor i. R., Vierziger, arbeitsfähig und -willig, sucht mit seiner (als Lehrerin und Hebamme ausgebildeten) Frau geeignete **Stellung.** Da er Ruhegehalt bezieht, ist Gehalt weniger wichtig als Wohnung und Erreichbarkeit höherer Knabenschule (4 Kinder). Auskunft erteilen die Prof. **Baumgarten** und **Mulert, Kiel.**

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Juli: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr Juli—September und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52 000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0,15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0,10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422.
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 10. Juli